

TagesWoche

N° 27

Freitag, 07.07.2017

CHF 5.-

FC Basel / S. 6

**Der Sportchef über Druck,
Skepsis und Adrenalin.**

«DIE BASLER VERTRAUEN MIR»



Sonnenbox – die einfache Solarlösung.

Die Sonnenbox ist mehr als nur eine Photovoltaikanlage. Moderne Speicher*- und Eigenverbrauchslösungen sowie vielfältige Dienstleistungen ermöglichen es Ihnen, Solarenergie mit höchster Effizienz und Rendite zu nutzen. iwb.ch/sonnenbox

Aus eigener Energie.

Sondermüll / S. 12

FOTO: SAMUEL RINK



Am Westquai schlägt die Rhenus AG alte Bahnschwellen um. Das behandelte Holz ist giftig, doch kein Amt will auf die Ängste der besorgten Nachbarn eingehen.

Spitalfusion / S. 14

FOTO: GETTY IMAGES



Die Zusammenlegung der Spitäler beider Basel geht auf Kosten der Prämienzahler.

Benachteiligung / S. 26

FOTO: SAMUEL RINK



Eine gehörlose Ärztin schildert, wie sie für ihr Studium gegen die IV kämpfen musste.

Yvonne Peyer
Bestattungen
Kinoprogramm
Zeitmaschine
Supersach
Wochenendlich
Kreuzworträtsel
Impressum

S. 4
S. 20
S. 30
S. 31
S. 32
S. 33
S. 34
S. 34

Festivals / S. 21

**Kopfschuss,
Peng Peng Peng:
Knackebouls
Bericht aus der
Open-Air-Hölle**

ANZEIGE

DEHEI. 

Ihre professionelle Pflege bei Ihnen zu Hause.

Mehr Betreuung. Mehr Lebensqualität.
Von den Krankenkassen anerkannt.

Angelika Giehl Dipl. Pflegefachfrau

Grundpflege - Bedarfspflege - Hauswirtschaftshilfe

+41 79 259 01 79

DEHEI. GMBH

ag@pflege-dehei.ch

www.pflege-dehei.ch



Christoph
Kieslich
Sportredaktor

Unwägbarkeiten neben dem Rasen

Sie wollen nicht glauben, dass es in zwei Wochen schon wieder losgeht? Oh doch! Während ringsherum die Beine hochgelegt werden, startet der Schweizer Profifussball in die neue Saison nach einer Sommerpause, die mal wieder ihren Namen nicht verdient.

Das könnte einen ziemlich kalt lassen, als fussballresistenter Zeitgenosse sowieso, würde da nicht in Basel der Club der Herzen einen gewaltigen Veränderungsprozess durchmachen. Die Clubleitung ist ausgewechselt, es gibt mit Bernhard Burgener einen neuen Mehrheitsaktionär und mit Raphael Wicky einen neuen Cheftrainer. Und da ist Marco Streller. Im ausführlichen Interview mit der TagesWoche äussert er sich über seinen Wandel vom Stürmer zum Sportchef, spricht über die Rolle von Matias Delgado und die Nervosität, die Valentin Stocker bei FCB-Fans auslöst. Auch auf Fehler und Widerstand ist Streller vorbereitet: «Ich werde mir den Kopf anschlagen.»

Die Mannschaft des FCB gibt kaum Anlass zur Sorge, nichts spricht dafür, dass sie von ihrer Dominanz einbüßen könnte. Wobei der Transfer-Sommer erst am 31. August endet und man sich noch einen zusätzlichen Angreifer vorstellen könnte.

Unwägbarkeiten tun sich eher abseits des Spielfeldes auf: Hat Bernhard Burgener mit seinen geschäftlichen Kampflinien Zeit genug für sein neuestes Betätigungsfeld? Und ist Verwaltungsrat Jean-Paul Brigger der Richtige, um die Organisation FCB zu führen? Die Skepsis der Vereinsmitglieder bekam der Mann aus dem Wallis bereits einmal zu spüren, als ihm bei der Generalversammlung die Wahl in den Vorstand versagt blieb.

Also: Am 22. Juli geht es los für den FCB. Gleich mit der Nagelprobe in Bern gegen die Young Boys. Dann werden wir schon etwas mehr wissen über diesen neuen FC Basel.

Weiterlesen, S. 6



«Ich habe eine dicke Haut»

Yvonne Peyer

von Andrea Fopp

Seit Yvonne Peyer mit ihrem Buchladen Olymp & Hades aus der Innenstadt ins Neubad gezogen ist, verputzen die Kinder aus der Nachbarschaft ihr Sackgeld bei ihr.

Effi Briest kannte nichts: Sie heiratete mit gerade 17 Jahren einen doppelt so alten Mann, betrog ihn und verlor darüber alles: Tochter, Freunde, Haus – und am Schluss ihr Leben.

Das hat Yvonne Peyer nicht getan, aber auch sie war ziemlich mutig, als sie mit 28 Jahren ihren eigenen Buchladen Olymp & Hades in der Gerbergasse eröffnete. Die Kollegen staunten: «Du traust dich in die Innenstadt, dort, wo jeder hin will.» Genau, Peyer wollte dorthin, wo etwas läuft, und sie wollte es selbstständig tun, ihr Leben selber gestalten. Wie Effi Briest es gerne gemacht hätte, aber im 19. Jahrhundert nicht konnte – «sie ist mir sehr nahe vom Charakter her».

25 Jahre später steht die Buchhändlerin in einem Sommerkleid am Tresen ihres Ladens. Es gibt nicht viel Platz zwischen Regalen und Büchertischen, nebeneinander stehen geht grad so. Eine Kundin verlässt zögernd den Laden, sie hat bezahlt, möchte aber noch nicht gehen. Sie will der Buchhändlerin rasch etwas erzählen, etwas Privates, aus der Familie. So will es Peyer haben: klein und persönlich.

Quartiere sind cool geworden

Und weil sie das so will, zeigte sie vor vier Jahren noch einmal Mut, als sie sich entschloss, von der Innenstadt ins Wohnquartier zu ziehen, von der Gerbergasse an die Neuweilerstrasse. Der Umzug hatte private Gründe und brachte wirtschaftliche Vorteile.

In den 90er-Jahren hatten die Quartiere als Gewerbestandorte einen schlechten Ruf. Sie waren zum Schlafen da, fertig. Heute schätzen es die Leute, wenn sie nicht in die Innenstadt fahren müssen, sondern im Quartier einkaufen können. Der Laden am Neuweilerplatz passte auf Anhieb. Peyer kennt die Leute im Quartier, sie ist im Neubad aufgewachsen und wohnt grad ennet der Kantonsgrenze in Allschwil. «Hier fühle ich mich zu Hause.»

Am neuen Standort fallen die Kinderbücher auf, die vielen, vielen Kinderbücher, sie nehmen eine ganze Wand ein, mehr als Krimis, Romane und Sachbücher. Neben schlaudem Lesestoff für die Kleinen, stehen da auch Sachen wie «Prinzessin



Klein und persönlich soll es sein. Yvonne Peyer in ihrem Laden Olymp & Hades.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Lillifee». «Hauptsache, die Kinder lesen», sagt Peyer. Und das tun sie: «In der Gerbergasse bekamen wir die Kinder fast nicht in den Laden, hier kommen sie von alleine und verputzen ihr Sackgeld.»

Gerade als Peyer davon redet, kommt ein Knabe mit seinen Grosseltern in den Laden, um ein Buch umzutauschen. Soll er das neue Yakari-Fanbuch nehmen? Peyers Mitarbeiterin Jeannette Gallus zeigt ihm eine Auswahl von Büchern, die ihm gefallen könnten.

Den Leuten im Quartier scheint es zu gehen wie Yvonne Peyer: Sie schätzen das Persönliche, suchen den Kontakt, auch wenn sie bei Online-Händlern für dasselbe Buch weniger bezahlen würden. Zwar beweinen Kulturkritiker immer wieder den Untergang des gedruckten Buchs und das

nicht zu Unrecht: Buchhändler haben es schwer, das ist bekannt. Und doch will und will das Buch nicht aussterben.

Mit dem Umzug hat Yvonne Peyer die Fixkosten gesenkt. Die Lage, die kleine Ladenfläche, beides wirkt sich auf die Miete aus. Ein Segen: Ein Jahr nach dem Umzug ins Neubad kam der zweite Euro-Sturz. «In der Innenstadt hätten wir den nicht überlebt», sagt Peyer.

Nicht nur lesen, auch rechnen

Doch am Neuweilerplatz geht es Olymp & Hades gut. So gut, dass die Buchhändlerin expandiert, zumindest ein bisschen. Sie hat sich einen zweiten Raum dazugemietet, damit sie ab dem Sommer wieder eine Lehrtochter ausbilden kann. Auch wenn die Zukunft des Buchhandels

nicht rosig aussieht: «Die Lehre bietet jungen Leuten eine gute Grundlage.»

Buchhändler können nicht nur lesen, sie können auch rechnen – das ist in vielen Berufen gefragt. Peyer hat es deshalb nicht gerne, wenn ihr Beruf als schöngestiges Hobby abgetan wird. Die «bz Basel» schrieb kürzlich über neue Buchläden in der Klybeckstrasse: «Mit Büchern lässt sich heute kaum mehr Geld verdienen.» Peyer beweist das Gegenteil.

Übrigens: Wer nun Lust auf Theodor Fontane bekommen hat, höre auf den Profi: Peyer liest Effi Briest immer parallel zur Persiflage «Die wahre Geschichte der Effi B.» von Dorothea Keuler. «Die beiden gehören zusammen.» Das Buch ist vergriffen, aber Peyer kann es bei einem Antiquariat bestellen. ×

Marco Streller

Der neue Sportchef des FC Basel redet im Interview über Herausforderungen, Personalwechsel, Adrenalin und Geld.

«ICH HABE EINE DICKE HAUT»

von Samuel Waldis
und Christoph Kieslich

Marco Streller vollzieht den Wandel vom Stürmer zum Sportchef des FC Basel. Im Interview schwärmt der 36-Jährige von Trainer Raphael Wicky, er erzählt, was dieser taktisch mit Matias Delgado vorhat, und versichert: «Das kommt zu hundert Prozent gut.»

Marco Streller, Sie haben als Sportchef den Turm hinter dem Stadion bezogen. Übernehmen Sie das Büro Ihres Vorgängers Georg Heitz?

Da kommt eher meine administrative rechte Hand Roland Heri rein.

Dann übernehmen Sie das Präsidentenbüro von Bernhard Heusler?

Nein, wir haben ja auch einen Präsidenten. Der braucht auch ein Büro.

Bernhard Burgener braucht ein Büro?

Er hat auf jeden Fall eines zugute.

Oft wird der Präsident doch nicht auf der Geschäftsstelle sein.

Das werden wir sehen. Aber wie das genau sein wird, wissen wir noch nicht. Vielleicht übernimmt auch Jean-Paul Brigger das Büro. Wir erleben einen grossen Umbruch, jeder muss erst seinen Platz finden. Das ist ein Prozess, auch wenn die Journalisten dieses Wort nicht mehr hören können.

Sie meinen, weil Ihr letzter Trainer Paulo Sousa dieses Wort ausgiebig

benutzte? Also dieser Running Gag ist durch.

Echt? Also gut. Dann nenne ich es Prozess. Am Schluss braucht einfach jeder einen Arbeitsplatz. Wer dabei in welchem Büro sitzt, ist nicht entscheidend.

Haben Sie Ihren Tagesrhythmus im neuen Job schon gefunden?

Sie wissen das doch am besten: In diesem Beruf arbeitet man nicht von Montag bis Freitag und fährt pünktlich nach Hause. Die Arbeitszeiten sind intensiv. Vielleicht ist es etwas naiv zu denken, dass es im September oder Oktober ruhiger werden wird.

Vergessen Sie es. Welchen Ratschlag hat Ihnen Georg Heitz mit auf den Weg gegeben?



Vom Stürmer zum Sportchef:
Marco Streller.

FOTO: DIRK WETZEL

Dass ich meinen eigenen Weg gehen soll, auch wenn er immer da sei für Ratschläge. Ich müsse meine Fehler machen, so wie er damals auch. Und ich müsse diese akzeptieren, unabhängig von der öffentlichen Meinung. Natürlich werde ich mir den Kopf anschlagen, da bin ich kritisch genug mit mir selbst. Auch in meiner Karriere als Spieler lief nicht alles ohne Zwischenfälle.

Georg Heitz will, dass Sie einen guten Job machen. Spüren Sie das?

Von ganzem Herzen. Genau so, wie ich Bernhard Heusler und Georg Heitz von Herzen diesen Abschied gewünscht habe. Ich zähle sie zu meinen Freunden. Ich habe nicht im Traum daran gedacht, ihnen den Cuperfolg nicht zu wünschen, nur weil damit für uns Neue der Druck steigt.

Bei Ihrem ersten Auftritt als designierter Sportchef nahmen Sie die Rolle des Lernenden ein. Danach haben Sie sich von Trainer Urs Fischer getrennt. Und nach dieser ersten Entscheidung wirkten Sie bereits mehr oder weniger emanzipiert von der alten Führung. Täuscht dieser Eindruck?

Etwas ist wichtig: Ich musste mir vornehmen, dass ich gewisse Kommentare nicht zu nahe an mich heranlassen darf.

Wie meinen Sie das?

Es ist naiv zu glauben, dass wir uns die Gedanken zu Urs Fischer nicht schon vor unserer Bestätigung an der Generalversammlung gemacht haben. Dann gibt es aber Menschen, die sagen: «Wie kann der Streller eine Trainerentscheidung fällen, wenn er noch nicht mal offiziell im Amt ist?» Da versuchte ich mich zu rechtfertigen. In diesem Job muss man aber aufhören, sich zu rechtfertigen.

«Es gibt eine gewisse Skepsis, aber die Menschen in Basel vertrauen mir.»

Braucht man als Neuer in Ihrer Funktion rasch eine solche Trennung, um den Druck der ersten Entscheidung loszuwerden?

Ich wusste schon im November, dass ich vielleicht diese Funktion übernehme, und musste mein ganzes Umfeld im Dunkeln lassen, weil das nicht bekannt werden durfte. Ich hätte gerne alles erzählt, doch ich konnte nicht. Dann machte ich mir Gedanken mit Massimo Ceccaroni und Alex

Frei, ob wir mit dem gleichen Trainer in die neue Saison gehen. Urs Fischer hat auf diese Entscheidung gedrängt, weil auch er sich in einem Markt bewegt. Ob die Trennung der richtige Entscheid ist, weiss ich nicht. Aber sie war fair. Mir wird vorgeworfen, dass ich zu harmoniesüchtig sei. Nun hat sich gezeigt, dass ich einen solchen Entscheid fällen kann, wenn er aus unserer Sicht für den FC Basel sinnvoll ist. Ich musste mir damit aber nicht beweisen, dass ich böse sein kann.

Sie sagten, dass Sie kritisiert werden. Das haben wir bisher nicht so wahrgenommen.

Sehen Sie, das ist genau das Problem. Man stolpert über einen Leserbrief und denkt, das sei die öffentliche Meinung. Die Fragen zu meiner Person sind natürlich berechtigt: Keine Management-Ausbildung, harmoniesüchtig, kann der Streller das? Aber diese Fragen haben sich doch alle auch bei Heusler und Heitz gestellt. Heitz war Journalist, ich war 15 Jahre Fussballprofi. Man muss sich beweisen, und wenn man am Anfang unterschätzt wird, dann kann das ein Vorteil sein.

Sie werden unterschätzt?

(überlegt lange) Schwierig zu sagen. Was klar ist: Es gibt Heckenschützen, die auf einen Fehler von mir warten. Aber der

«Mehr der Bauchmensch.» Marco Streller braucht Leute um sich, die strukturiert arbeiten können.

FOTO: DIRK WETZEL



Tenor der Öffentlichkeit ist zu 99 Prozent positiv. Es gibt eine gewisse Skepsis, aber die Menschen in Basel vertrauen mir. Und ich habe ein Team zusammengestellt, das meine Schwächen kompensiert.

Was sind denn Ihre Schwächen?

Ich bin administrativ nicht so stark. Es ist schon besser geworden, aber man braucht Menschen neben sich, die strukturiert arbeiten können. Ich bin mehr der Bauchmensch und habe meine Stärken im Umgang mit der Mannschaft, in der Kommunikation, ich vertrete nach aussen.

Was waren denn die Stärken in der Präsentation des neuen Trainers Raphael Wicky? Alle loben diese ja in höchsten Tönen.

Die Präsentationen aller Kandidaten waren hervorragend.

Wer waren diese?

Thorsten Fink, Patrick Rahmen und Raphael Wicky.

Peter Zeidler nicht?

Nein, aber ich finde Peter Zeidler einen sehr guten Trainer. Wir hatten noch ein Telefongespräch mit einem Trainer aus dem Ausland, der aber nicht unter die ersten drei kam. Zu Ihrer Frage: Ich wollte von Raphael wissen, ob er es sich zutraut, in diesen Kessel zu stehen, nachdem er Trainer der U21 war. Und ich spürte das von der ersten Sekunde an. Er war sehr klar, hat seine Philosophie präsentiert. Dass er viele Sprachen spricht, war mitentscheidend. Wenn man Serey Dié auf Französisch begegnet oder Blas Riveros auf Spanisch, ist das einfach etwas anderes.

«Ich wäre der beste Freund von Matias Delgado, wenn wir die gleiche Muttersprache hätten.»

Bisher sprach vor allem Matias Delgado mit Blas Riveros. Fast schon väterlich.

Ich wäre übrigens der beste Freund von Matias Delgado, wenn wir die gleiche Muttersprache hätten. So sind wir einfach nur gute Kumpels, aber um richtig tief zu gehen in der Unterhaltung, braucht es eben die gleiche Sprache.

Was verbindet Sie mit Raphael Wicky?

Wir wollen das Gleiche sehen: Leidenschaft und Emotionen. Er ist introvertierter als ich, da ergänzen wir uns. Und es hat mich immer beeindruckt, dass er als Vielgereister in Basel eine Heimat gefunden hat. Er ist ein ehrlicher Mensch wie ich und mag es harmonisch. Und trotzdem ist er sehr klar in den Ansagen. Ich sah mehrmals, wie er in Einzelgesprächen auftritt. Wir ticken jedenfalls sehr ähnlich.

Da werden aber auch schwierige Zeiten auf Sie beide zukommen.

Wir haben das schon angesprochen: Irgendwann könnte der Tag kommen, an



Erster Auftritt, erste zwei Tore: Ricky van Wolfswinkel.

FOTO: FRESHFOCUS

FC Basel

Elyounoussi verlängert seinen Vertrag, Van Wolfswinkel trifft und Traoré muss einen neuen Verein suchen.

Das Team nimmt Form an

von Samuel Waldis
und Christoph Kieslich

Die neue Klubführung hat den Vertrag mit dem Flügelspieler Mohamed Elyounoussi bis 2021 verlängert. Der 22-jährige Norweger wechselte im Sommer 2016 von Molde zum FC Basel. Er kam unter Urs Fischer in 40 Spielen zum Einsatz, schoss zehn Tore und bereitete 13 vor.

Keine Zukunft in Rotblau hat hingegen Adama Traoré. Raphael Wicky's Spieler für die linke Abwehrseite sind Raoul Petretta und Blas Riveros. Die sportliche Leitung versucht, Traoré bei einem anderen Verein unterzubringen. Gespräche laufen mit drei Vereinen aus der ersten und zweiten französischen Liga sowie der englischen Championship.

Eine erste Duftmarke setzte zum Abschluss des Trainingslagers am Tegernsee Ricky van Wolfswinkel: Beim ersten Testspiel der Vorbereitungsphase – der Gegner Rosenheim spielt in der vierthöchsten deutschen Liga – freuten sich Staff und Teamkollegen über die ersten beiden Tore des Holländers für den FCB.

Auffallend war während der Testpartie auch, wie oft sich Matias Delgado zur

Spielauslösung zwischen die Innenverteidiger fallen liess. Ausserdem überzeugte Dominik Schmid gegen den inferioren Gegner mit viel Vertikalität und Derek Kutesa legte Zeugnis ab von seiner Schnelligkeit.

Abschied von Adrian Knup

Einen Wechsel gibt es auch in der Klubleitung. Adrian Knup war quasi als letzter Mohikaner zurückgeblieben, als die alte Führung des FC Basel an der Generalversammlung Anfang Juni abtrat. Knup, als Vizepräsident des FCB für den Juniorenbereich verantwortlich, hatte im Januar noch den Job als Geschäftsführer der Stiftung Nachwuchs-Campus übernommen. Im Laufe des Frühlings, als der grosse Umbruch an der Spitze des FCB eingeleitet wurde, liess er aber bald einmal durchblicken, dass er sich nach neuen Ufern umsehen wolle.

Diese hat er nun bei der Swiss Football League (SFL) gefunden. Ab 1. September bekleidet Knup am Hauptsitz der Liga in Muri den neu geschaffenen Posten des Chief Sports Officer (CSO). ×

dem ich ihm sagen muss: «Wir trennen uns.» Ich verschwende keinen Gedanken daran und bin überzeugt, dass es mit Raphael zu hundert Prozent gut kommen wird – aber wir sind Profis und wissen, dass die Trennung kommen könnte. Man macht uns übrigens immer wieder den Vorwurf, dass wir einander zu nahe seien, weil wir ehemalige Weggefährten sind. Aber wen soll ich denn als Trainer nehmen, mit dem ich noch nie etwas zu tun hatte?

Sie spielten mit Wicky an der Weltmeisterschaft 2006 gegen die Ukraine. Ihr Zungenspiel vor dem Elfmeter hat einen Shitstorm ausgelöst. Hilft Ihnen diese Erfahrung?

Ganz sicher! Ich habe eine dicke Haut und bin gerne bereit, die Verantwortung zu übernehmen. In dieser Hinsicht hat mir die Szene von damals sehr geholfen.

Elf Jahre später und zwei Jahre nach dem Ende Ihrer Spielerkarriere sind Sie bereits Sportchef. Geht das nicht alles sehr schnell?

Ich habe etwa ein Jahr nach dem Ende der Karriere gemerkt, dass mir etwas fehlt, das Adrenalin. Und als mir Georg Heitz und Bernhard Heusler sagten, dass sie die Geschäfte gerne mir übergeben würden, da kam alles wieder in mir hoch: Das will ich! Vielleicht hätte ich mir gewünscht, ein Jahr später einzusteigen. Aber es ist kein Wunschkonzert, und schliesslich muss ich auch sagen: Es war keine Frage von Georg und Bernhard. Es war eine Aufforderung.

So haben Sie zurückgefunden zum Fussball. Welche Spielweise wird man denn unter dem neuen Trainer sehen?

Ich will keine Kritik an Urs Fischer üben. Wer maximal erfolgreich ist mit dem FC Basel, hat das nicht verdient. Wir wünschen uns aber schnelleres Umschaltspiel, Pressing und höheres Angreifen. Das ist Raphaels Philosophie. Er denkt nicht in Systemen, sondern in Zonen.

«Möglicherweise wird Matias Delgado bei gegnerischem Ballbesitz vor der Abwehr platziert.»

Wie spielt man denn ein Pressing-system mit Matias Delgado, dem das nicht sonderlich liegt?

Wenn man sieht, wie Andrea Pirlo zuletzt bei Juventus Turin gespielt hat, dann könnte es in diese Richtung gehen: Möglicherweise wird Matias Delgado bei gegnerischem Ballbesitz vor der Abwehr platziert. Und vorne gibt es Spieler, die andere Qualitäten gegen den Ball haben. Mati braucht Spieler, die für ihn laufen, auch wenn er das niemals von den andern fordern würde. Aber es gibt Typen, die sagen: «Du bist das Genie, ich arbeite für dich.»

Ein interessanter Gedanke, Delgado vor die Abwehr zu ziehen. Das hat man so noch nicht gesehen beim FCB. Sehen Sie, Raphael ist eben gut.

Pressing ist das eine. Auf der anderen Seite ist der Basler Fussball aufgrund der gegenwärtigen Kräfteverhältnisse in der Liga ein Ballbesitzfussball.

Man kann nicht 90 Minuten Pressing spielen. Mannschaften, die das machen, haben noch ganz andere Mechanismen. Da wird weit nach vorne gespielt, und man geht auf den zweiten Ball.

Kanadisches Eishockey.

Genau, sehr spektakulär für den Gegner. Aber es muss eine Mischung sein: zwischen Ballbesitz, Pressing und Umschaltspiel.

Der neue Präsident und Besitzer Bernhard Burgener schenkt Ihnen viel Vertrauen. Spüren Sie den Druck, der damit einhergeht?

Druck spüre ich seit zwanzig Jahren. Bernhard Burgener spricht immer vom föderalistischen Aufbau. Er sagt mir: «Du bist für den Sport verantwortlich.» Ich will die Aufgabenverteilung nicht mit derjenigen unserer Vorgänger vergleichen. Wir machen das auf unsere Art. Jeder hat in seinem Bereich die Verantwortung. Georg Heitz hat beispielsweise weniger kommuniziert als Bernhard Heusler. Ich werde mehr kommunizieren müssen.

Sie sagten, dass Sie viel gelernt hätten von Bernhard Burgener. So lange kennen Sie sich noch gar nicht. Was haben Sie denn schon gelernt?

Wie man sich in Verhandlungen verhält. Viel Erfahrung hatte ich darin ja nicht. Er hat mir mehrere Tricks beigebracht, er war ja immer ein sensationeller Verhandler. Immer respektvoll, immer freundlich, aber immer hart.

Gab es für Sie als Spieler einen Schlüsselmoment in einer Verhandlung, der Ihnen jetzt hilft?

Nein. Denn ich war immer ein einfacher Verhandlungspartner. Ich wusste immer, was ich wert war. Und meistens hat das Gegenüber schnell gesagt: «Ja, das bist du wert.»

Heisst das nicht einfach, dass Sie jeweils mit zu tiefen Forderungen eingestiegen sind?

Ich habe mich nie über Geld definiert. Als Sportchef müssen Sie Verhandlungen über Geld definieren. Denn es geht nicht mehr um Ihr eigenes, sondern um das des FC Basel.

Das ist richtig. Ich musste mich unter anderem auch ganz schnell von der Vorstellung lösen, dass noch alles so ist wie damals, als ich jung war. Denn sonst wirst du wahnsinnig bei den Forderungen der Jungen! Für mich stand damals noch im Vordergrund, dass ich spielen konnte.

Sie dachten doch auch ans grosse Geld.

Ach! Als mich Hanspeter Latour anrief und mich zu Thun holen wollte, da habe ich doch kein Wort über das Geld verloren. Ich war für 4000 Franken brutto Torschützenleader der Super League mit 13 Toren. Mit 4000 Franken brutto! Keine Ahnung, ob heute ein junger Spieler dafür seinen Schuh schnürt.

Was sagt das über die Junioren aus?

Darüber darf man sich nicht zu viele Gedanken machen. Der Markt hat sich einfach verändert. Weil es Vereine gibt, die die jungen Spieler sehr aggressiv zu sich holen – einen 16-Jährigen für 10 000 Franken im Monat zum Beispiel.

Das kann nicht gesund sein.

Es ist Fakt. Ich mache den Jungen auch keinen Vorwurf. Schauen Sie sich doch mal die Clubs in der Youth League an. Die holen sich eine Handvoll unglaublich gute 16-Jährige, zusammen für fünf Millionen. Und mit einem von denen machen Sie dann irgendwann 50 Millionen. Das ist die Vorgehensweise in diesen Tagen. Darum ist es wichtig, den Jungen einen Karriereplan zu machen, und da sind die guten Agenten gefragt, die es eben auch gibt.

«Ich werde mich im «Saal 12» zeigen. Und auch Bernhard Burgener nimmt den Dialog mit der Kurve sehr ernst.»

Früher waren beim FCB die Entscheidungswege sehr kurz. In der neuen Vereinsführung gibt es sehr viel Köpfe. Birgt das ein Risiko?

Wenn man es negativ betrachtet, dann ist das so. Aber wir haben hier eine Expertengruppe zusammen, die wirklich etwas von Fussball versteht und die Themen auch kontrovers diskutiert. Jetzt sind wir offiziell gut drei Wochen im Amt, das muss sich alles erst einpendeln. Mit der Vergangenheit müssen wir abschliessen und unsere Wege finden.

War denn beispielsweise Bernhard Burgener involviert in den Verhandlungen mit Ricky van Wolfswinkel?

Verhandelt haben wir ohne den Präsidenten. Wichtig ist für mich einfach, dass wir ein Budget haben. Dieses gibt er uns vor, und damit können wir frei arbeiten. Er ist aber immer informiert und freut sich, dass wir diesen Transfer machen konnten.

Wie geht die neue Vereinsführung mit der Fanthematik um: Müssen Sie als Held der Kurve mehr tun?

Bernhard Heusler hinterlässt da ein unglaubliches ... (überlegt) ...

... Vakuum?

Ja. Ich habe das Standing, aber keinen juristischen Hintergrund. Wie viel Fanarbeit ich neben meinem Job als Sportchef machen kann, wird sich zeigen. Aber ich werde das Gespräch suchen und mich auch immer mal wieder im «Saal 12» zeigen. Bernhard Burgener wird aber auch im Dialog sein mit der Kurve, er nimmt das sehr ernst.

Kann Jean-Paul Brigger als Delegierter aus dem Wallis diese Aufgabe übernehmen?

Können ja. Aber er muss sich das Vertrauen bei den Fans erst erarbeiten. Dafür

hat er unsere volle Unterstützung. Weil er ein unglaublich guter Mensch und ein unglaublich guter Kommunikator ist. Aber in der Kurve gibt es ganz viele, die sagen: «Er hat halt nie für den FC Basel gespielt.» Dass sie mir mehr vertrauen, ist normal.

Wie haben Sie den Moment erlebt, als Jean-Paul Brigger bei der Generalversammlung nicht in den Vorstand gewählt wurde?

Das war ein glückloser Umstand. Nicht mehr und nicht weniger. Auf unsere Arbeit wirkt sich das nicht aus. Denn danach ist er mit einer guten Mehrheit in die FC Basel 1893 AG gewählt worden. Für alles Operative war das die wesentlichere Frage. Wenn das auch nochmals abgelehnt worden wäre, wäre es schwierig geworden.

Haben Sie Jean-Paul Brigger schon getroffen?

Wir haben telefoniert. Er ist ein wunderbarer Typ.

Wo werden Sie bei den Spielen künftig sitzen? Auf der Bank?

Nein. Das kommt nicht in Frage und es wäre nicht meine Art.

Wo haben Sie denn bis jetzt die Spiele verfolgt?

Auf dem Balkon in der Mitte, mit der Familie. Von dort aus hatte ich eine sehr gute Sicht auf das Spielfeld.

Dann behalten Sie doch einfach diese Plätze.

(lacht) Die Jahreskarte gilt ohnehin bis Ende Jahr! Diese Plätze habe ich jetzt halt. Georg Heitz sass auf dem Journalisten-

platz. Das muss aber jeder selber wissen. Auf der Bank zu sitzen würde mich verpflichten, das bei jedem Spiel zu tun. Es kann aber auch mal vorkommen, dass Remo Gaugler und ich nicht beide beim Spiel sind.

«Stocker macht die Fans in Basel ein wenig nervös. Aber es sieht nicht so aus, als würde er im Sommer zurückkehren.»

Gaugler hat einen neugeschaffenen Posten übernommen. Was macht ein Kaderplaner?

Er plant das Kader.

Das macht doch der Sportchef.

Alles eine Frage der Interpretation. Remo hilft mir mit seiner Erfahrung als Sportchef. Er ist nahe bei der Mannschaft und hat ein sehr gutes Auge, das ergibt eine Schnittstelle mit dem Scouting, wenn Ruedi Zbinden beispielsweise mal im Ausland ist. Er hat einen guten Draht zum Nachwuchs. In der Kaderplanung ist es wichtig, schnell zu sehen, ob einer aus dem Nachwuchs schon in der ersten Mannschaft spielen kann.

Zwischen diesen Rollen herrschen also fließende Grenzen. Raphael Wicky weiss ja als ehemaliger

U21-Trainer, ob einer bereit ist für die erste Mannschaft.

Darum ist es auch schwierig zu sagen, wer genau was macht. Wir haben ein Team, dessen sportlicher Leiter ich bin. Wie ich meine Jungs und mich selbst einsetze, ist meine Sache.

Ihr erstes Versäumnis auf dem Transfermarkt war, dass nicht Sie Walter Samuel eingestellt haben, sondern der FC Lugano.

Der stand bei uns auch auf dem Zettel. Als Assistent. Ich habe bei der Meisterfeier gemerkt, wie unglaublich gerne ich Walter habe.

Zu Ricky van Wolfswinkel: Stammt diese Verpflichtung noch aus den Dossiers der alten Sportführung?

Nein, das ist unser Transfer.

Der spielt ähnlich wie Marco Streller, oder? Er weicht auf die Seite aus, macht die Gassen auf.

Richtig. Er ist einer, der dir in der Schweiz eine gewisse Anzahl Tore garantiert. Er ist beweglich und spielt mannschaftsdienlich, definiert sich aber nicht nur über die Tore.

Von Hertha Berlin klingt es so, als würden sie Valentin Stocker ziehen lassen, wenn er einen neuen Verein findet. Kommt er zum FCB zurück?

Ich habe keinen Kontakt zu Hertha. Vali macht die Fans in Basel ein wenig nervös. Dass er seine Karriere hier beenden wird, ist Fakt. Aber derzeit sieht es so aus, dass er nicht in diesem Sommer zurückkehrt. ×

Auf der Spielerbank will er auf keinen Fall sitzen. Sportchef Streller braucht einen neuen Platz im Stadion.

FOTO: DIRK WETZEL



Rheinhafen

Die Rhenus AG hantiert am Westquai mit ausrangierten Bahnschwellen. Das behandelte Holz gilt als Sondermüll. Die besorgten Nachbarn werden alleine gelassen.

Für den Giftstaub fühlt sich niemand zuständig

Vom Baustoff für Kinderspielplätze zur verseuchten Altlast: Bahnschwellen am Westquai.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



von **Matthias Opliger**
und **Samuel Rink**

Wenn Jan Bossert und seine Werkstattkollegen ihren Morgenkaffee draussen auf der Terrasse trinken wollen, müssen sie erst den Tisch abwischen. Eine dicke, schwarz-klebrige Staubschicht liegt dort. Vor der Werkstattgemeinschaft am Westquai im Kleinhüninger Hafen stapeln sich seit Monaten Tausende Eisenbahnschwellen. Sie verströmen einen strengen Teergeruch, ihre Oberfläche glitzert ölig. Den Boden bedeckt ein dicker Teppich aus Holzsplittern und Abrieb.

Die Rhenus Alpina AG, ein Schweizer Ableger des deutschen Logistikkonzerns Rhenus Logistics, nimmt die von den SBB ausrangierten Bahnschwellen entgegen. Diese werden am Hafen zwischengelagert, bevor sie zu einer spezialisierten Kehrichtverbrennungsanlage ins Ausland transportiert werden.

Hautkontakt vermeiden

Eine spezialisierte Entsorgung ist nötig, weil die Bahnschwellen giftige Stoffe enthalten. Mit rund 15 Kilogramm Teeröl wird jede einzelne imprägniert, um Verrottung und Schädlingsbefall vorzubeugen. Das Teeröl enthält grosse Mengen polyzyklischer aromatischer Kohlenwasserstoffe (PAK), diese sind schwer abbaubar und teilweise krebserregend.

Gemäss einer Untersuchung der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) aus dem Jahr 2000 enthalten die Schwellen am Ende ihrer rund 25-jährigen Einsatzdauer noch zwei Drittel des Teeröls. Der Rest, also 5 Kilogramm, wurde an die Umwelt abgegeben.

Gemäss einer Studie der Empa enthalten die Schwellen noch zehn Kilo Teeröl.

Ein weiteres Ergebnis der Studie: Die Abgabe der ausrangierten Bahnschwellen an Private, beispielsweise zur Einfassung von Gartenbeeten oder zum Bau von Spielplatzanlagen, wurde verboten. Der Bund kam zum Schluss, dass die belasteten Schwellen nicht mehr in Wohnsiedlungen weiterverwendet werden dürfen, weil sie auf längere Sicht ein Risiko für die Gesundheit darstellten. Hautkontakt müsse vermieden werden, warnt der Bund.

Das Amt für Umwelt Solothurn schreibt in einem Merkblatt: «Die krebserregenden Komponenten der Teeröle finden sich auch an der Oberfläche der Bahnschwellen und können bei Hautkontakt von Menschen aufgenommen werden.»

Die Schwellen gelten deshalb als Sonderabfälle und müssen mit entsprechender Umsicht behandelt beziehungsweise entsorgt werden.

Besonders vorsichtig geht die Rhenus mit den Schwellen am Westquai jedoch nicht um, wie ein Augenschein vor Ort zeigt. Bergeweise liegen die Schwellen in zwei offenen Depots, eines davon ist frei zugänglich. In Bahnwaggons werden die Schwellen angeliefert. Vor dem Weitertransport müssen die Eisenbeschläge entfernt werden – eine Arbeit, die massiv Staub und Holzsplitter verursacht.

Danach werden die Schwellen gestapelt und mit Metallbändern verschnürt. Der Bagger lässt die Schwellen aufeinanderkrachen und verursacht so zusätzlichen giftigen Staub. Bei Regen droht belastetes Material in den Rhein zu gelangen.

Angesichts der eindeutig belegten Gesundheitsgefährdung, die von diesen Bahnschwellen ausgeht, wirft der Umgang der Rhenus damit Fragen auf. Läuft hier alles korrekt ab? Werden die nötigen Sicherheitsmassnahmen getroffen? Sollten die Schwellen nicht besser in einem geschlossenen Raum verladen und demontriert werden?

Die Suche nach Antworten gerät zum Behörden-Marathon. Beim Bundesamt für Umwelt sind abgesehen von einem offiziellen Merkblatt wenig verbindliche Aussagen erhältlich, verschiedene Experten verweisen auf die kantonale zuständige Behörde. Dort wiederum, im Amt für Umwelt und Energie (AUE), ist man lediglich für das «Handling von Sonderabfällen» und die Einhaltung der Umweltschutzgesetzgebung zuständig, nicht jedoch für den Arbeits- und Gesundheitsschutz von Rhenus-Mitarbeitern und Angestellten in den angrenzenden Betrieben. Diese Frage liege in der Verantwortung der Suva.

Auch Jan Bossert und seine Werkstattkollegen suchten bei verschiedenen Ämtern nach Rat und wurden dabei ständig weitergereicht. Sie wissen bis heute nicht, wie gefährlich Staub und Dreck auf ihrer Terrasse wirklich sind.

Fest steht, dass die Rhenus gemäss Luftreinhalteverordnung Massnahmen treffen müsste, um «erhebliche Staubemissionen» zu verhindern. Ausserdem müssten Betriebsabläufe so optimiert und Baumaschinen so ausgerüstet werden, dass Emissionen begrenzt werden. Dies jedoch immer unter dem Vorbehalt, dass dies «technisch und betrieblich möglich und wirtschaftlich tragbar» sei.

AUE bewilligt und kontrolliert

Das AUE muss überprüfen, ob diese Auflagen eingehalten werden. Wie der dortige Leiter Matthias Nabholz bestätigt, sei die letzte Kontrolle des Bahnschwellen-Depots am Westquai Mitte Mai 2017 erfolgt. Die Rhenus verfüge über die nötigen Betriebsbewilligungen. «Gemäss dieser Bewilligung sind die Staubemissionen zu minimieren», schreibt Nabholz per E-Mail.

Bei der Suva hat man keine Kenntnis über diese Tätigkeiten der Rhenus, wie Mediensprecher Serkan Isik mitteilt. Es bestehe auch keine Meldepflicht. «Die Suva nimmt solche Hinweise jedoch im

Sinne einer Anzeige entgegen und geht diesen nach.» Aus Datenschutzgründen könne er aber keine Auskünfte zu Kontrolltätigkeiten in Betrieben geben. Falls bei einer Kontrolle eine Gesundheitsgefährdung festgestellt werde, sei es am verantwortlichen Unternehmen, Mitarbeiter und Anrainer darüber zu informieren, sagt Isik.

300 000 Schwellen pro Woche

Bruno Imhof, Geschäftsführer der zuständigen Abteilung bei der Rhenus, nimmt ausführlich Stellung zu einem Fragenkatalog der TagesWoche. Die wichtigsten Zahlen und Fakten: Der Auftrag dauert von April 2017 bis März 2018. Pro Woche werden 300 000 Schwellen angeliefert. Abtransportiert werden sie zurzeit noch per Lastwagen, ab Herbst sollen dafür Schiffe eingesetzt werden. Aktuell lagern am Westquai rund 800 000 Bahnschwellen.

Beim Depot vis-à-vis der Werkstattgemeinschaft am Westquai handelt es sich um ein temporäres Zwischenlager, das noch bis Ende August 2017 bestehen soll. Danach werden die Schwellen in Rhenus-eigenen Depots gelagert.

Der Verantwortliche bei Rhenus sagt, die Giftstoffe hätten sich ausgewaschen.

Imhof betont, dass sämtliche Arbeiten mit dem AUE und dem Lufthygieneamt abgesprochen seien und alle notwendigen Bewilligungen vorlägen: «Die Staubentwicklung bei dieser Güterart ist sehr gering. Wir haben weder vom AUE noch vom Lufthygieneamt zusätzliche Vorschriften bezüglich Schutzvorkehrungen gegen Staub erhalten. Der zuständige Mitarbeiter hat jahrzehntelange Erfahrung im Gleisbau, vor allem im Umgang mit gebrauchten Holzschwellen. Er war noch nie mit einem Staubproblem konfrontiert.»

Zur Wasserproblematik sagt Imhof: «Keinesfalls wird das Rheinwasser mit diesem Umschlagsgeschäft beeinträchtigt. Alle unsere Lagerplätze sind mit einem Entwässerungssystem ausgerüstet. [...] wir haben von keiner Seite eine Information, dass sich die Wasserqualität in den letzten drei Monaten verändert hat.»

Im Widerspruch zur Empa-Studie aus dem Jahr 2000 sagt Imhof ausserdem, dass sich die Giftstoffe nach über 30 Jahren Einsatz im Schienenbereich «ausgewaschen» hätten. Abschliessend hält er fest: «Zu keiner Zeit sind Mensch oder Umwelt gefährdet.»

Bossert und seinen Werkstattkollegen bleibt nichts anderes übrig, als auf diese Aussage zu vertrauen. Auf eine offizielle Bestätigung durch eine der vielen involvierten Behörden warten sie bis heute vergebens. ×

Spitalfusion

An alle wurde gedacht bei der geplanten Zusammenlegung der Spitäler beider Basel. Nur eines ging bei den Planspielen der Regierungen vergessen: die Kosten für die Patienten.

Der grosse Verlierer ist der Prämienzahler

2026 könnte die Spitalfusion vollzogen sein. Doch die Versicherten blicken in eine unsichere Zukunft.

FOTO: GETTY IMAGES



von Renato Beck

Sie blickten sich zwischendurch lächelnd in die Augen, bekräftigten mehrfach die gegenseitige Wertschätzung. Kein Zweifel: Die Gesundheitsdirektoren Thomas Weber (SVP) und Lukas Engelberger (CVP) sind für immer beste Freunde. Zumindest so weit es Freundschaft in der Spitzenpolitik geben kann.

Man habe auf Augenhöhe verhandelt, ohne Misstrauen, mit einem gemeinsamen Ziel vor Augen, sagte Engelberger, als er die Pläne einer gemeinsamen Spitalgruppe beider Basel am Montag in Münchenstein vorstellte. Die Inszenierung der gegenseitigen Zuneigung hatte handfeste Gründe. Was Engelberger und Weber sagen wollten: Die Verhandlungen zwischen den beiden Kantonen verliefen deutlich harmonischer als beim Unideal, das Resultat fällt ausgewogener aus.

Die Pläne sehen vor, gemeinsame Spitalisten zu führen und Kantonsspital und Unispital unter einem Dach zu vereinen. Basel-Stadt soll rund 70 Prozent Anteile an der neuen Aktiengesellschaft erhalten, Basel-Landschaft 30. Die genaue Verteilung der Anteile hängt vom Wert der Spitäler zum Zeitpunkt der Fusion ab.

Pro Aktie gibt es eine Stimme, was also heissen würde, dass Basel-Stadt die neue Spitalgruppe dominiert. Allerdings wurden Klauseln eingebaut, die den Baselbietern wichtige Möglichkeiten zur Mitbestimmung geben. So braucht es die Zustimmung beider Partner bei wichtigen strategischen Themen, etwa der Schliessung von Spitalstandorten. (Standorte sollen künftig Basel, Liestal, Laufen und Bruderholz sein.) Zudem kann Baselland mit Zukäufen den Basler Anteil an der Spitalgruppe auf 50 Prozent verringern.

Volksabstimmung ungewiss

Nach Abschluss der Fusion können weitere öffentlich-rechtliche oder gemeinnützige Akteure Anteile an der neuen Spitalgruppe übernehmen – solange 70 Prozent der Aktien bei den beiden Kantonen bleiben. Die Idee dabei ist vor allem, dereinst Spitäler im Fricktal und im Dorneck einzubeziehen und so einen gemeinsamen Spitalverbund Nordwestschweiz zu schaffen.

So weit die Eckwerte der geplanten Fusion, zu der sich nun alle möglichen Kreise äussern können. Verläuft für Weber und Engelberger alles nach Plan, könnten die Spitäler 2020 mit der Vereinigung beginnen, 2026 soll diese vollzogen sein. Unklar ist zum heutigen Zeitpunkt, ob das Volk in den beiden Basel das Jawort geben muss, das hängt vom Willen der beiden Parlamente ab.

Zu wünschen wäre eine Volksabstimmung, denn die geplante Spitalgruppe weist einige eklatante Mängel auf.

War zu Beginn der Verhandlungen vor zwei Jahren noch die Rede davon, die neue Spitalgruppe würde die Krankenkas-

senprämien senken, verloren Weber und Engelberger nun kein Wort mehr darüber. Zur Erinnerung: Die hohen Prämien stehen zuoberst auf dem Sorgenbarometer der Basler Bevölkerung.

Die Gesundheitsdirektoren schwiegen aus guten Gründen: Verwaltungsinternen Schätzungen zufolge werden die bereits rekordhohen Prämien als Folge der Fusion weiter steigen. Denn die beiden Kantone wollen den ambulanten Bereich stärken, also all jene Behandlungen, für die keine Übernachtung nötig ist. Und für diese kommen vollständig die Krankenkassen auf. Den stationären Bereich, der etwa auf dem Bruderholz zurückgebaut wird, finanzieren die beiden Kanton zu etwas mehr als der Hälfte.

Man baut ein schönes Haus, möbliert es teuer und schaut dann, ob es eine Nummer kleiner nicht auch getan hätte.

Die Sparziele von zehn Millionen Franken pro Kanton und Jahr werden also an anderer Stelle, bei den Bürgern, wieder eingetrieben. Der Basler Gesundheitsökonom Stefan Felder hält entsprechend wenig von der geplanten Spitalgruppe: «Die Verlagerung in den ambulanten Bereich schon zwar die Kantonskasse, geht aber zulasten der Prämienzahler.»

Zumal die geplante Tagesklinik auf dem Bruderholz selbst nach den optimistischen internen Prognosen nur Defizite einfahren wird – also ein Angebot ohne kostendeckende Nachfrage sein wird.

Am Festhalten an der Bruderholz-Klinik zeigt sich das grundlegende Problem dieser Fusion. Zuerst baut man sich gemeinsam ein schönes Haus, möbliert es teuer – und schaut dann, ob es eine Nummer kleiner nicht auch getan hätte.

Zwar legen die beiden Kantone auch den Bereich Gesundheitsvorsorge zusammen, also die Steuerung aller medizinischen Leistungen, doch damit beschäftigt man sich erst, wenn die neue Spitalstruktur fertiggebaut ist. Die politischen Hürden, dannzumal einen Zulassungsstopp für teure Spezialärzte zu verhängen, Leistungen zu kürzen oder Spitäler runterzufahren, sind gross.

Die Interessenkonflikte bei den beiden Gesundheitsdirektoren sind gravierend.

Die Interessenkonflikte sind gravierend bei den beiden Gesundheitsdirektoren. Als Eigner der neuen Spitäler haben sie ein Interesse an möglichst profitablen

Spitälern, die möglichst viele Patienten anlocken. Als Vertreter der Bevölkerung müssten sie dagegen die Spitäler eher zurückbinden, um die Krankenkassenprämien zu senken. Doch der Prämienzahler ist der einzige Player im Gesundheitsmarkt ohne Lobby. Entsprechend werden seine Interessen auch in der Planung der Spitalgruppe beider Basel hinten gestellt.

Stefan Felder, Professor an der Uni Basel, hält die Fusion hinsichtlich einer Kostenreduktion für nutzlos: «Die Probleme mit den wachsenden Gesundheitskosten werden damit nicht behoben. Man hat die Gelegenheit nicht genutzt, die Strukturen zu bereinigen.» Die Tagesklinik auf dem Bruderholz sei unnötig, auf dieses Angebot habe niemand gewartet, sagt Felder. «Wir haben in Basel grosse Überkapazitäten: Die Hospitalisierungsrate ist die höchste der Schweiz, jeder zweite Hospitalisierte wird im selben Jahr ein zweites Mal im Spital behandelt. Das ist einzigartig und problematisch.»

Konkurrenz wäre gesünder

Felder lehnt die Fusion aus einem weiteren Grund ab: Sie beseitigt die Konkurrenz. Kantonsspital und Unispital dominieren schon heute den Markt, kämpfen aber immerhin gegeneinander um Patienten. Der Marktanteil der neuen Spitalgruppe liegt in den beiden Basel bei 75 Prozent – für Felder problematisch hoch: «Es gibt genügend Untersuchungen, die zeigen, dass so eine Dominanz schlecht ist für die Qualität der Versorgung und dass sie nicht für günstige Preise sorgt.»

Die ersten politischen Reaktionen zur geplanten Spitalgruppe fallen gleichwohl zumeist positiv aus. Weder SVP, LDP oder CVP ist der Prämienzahler eine Erwähnung wert.

Leise Kritik bringt das Grüne Bündnis vor: «Die Frage nach bezahlbaren Krankenkassenprämien wird mit der vorliegenden Spitalfusion nicht beantwortet.»

Auch die SP bleibt eher verhalten: «Eine gemeinsame Spitalgruppe macht nur Sinn, wenn sie für die Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt und des Kantons Baselland einen Mehrwert bringt. Ein solcher ist in der vorliegenden Vorlage noch zu wenig ersichtlich. So sind etwa die Auswirkungen auf die Prämienbelastung unklar.»

Die FDP hofft, dass mit der neuen Spitalgruppe die Prämienbelastung sinkt: «Angesichts jährlich steigender Krankenkassenprämien und zur Sicherstellung der hohen Qualität der universitären Kliniken ist es für die FDP von zentraler Bedeutung, dass die Zusammenarbeit über die Kantonsgrenze hinweg gesucht wird.»

Neues Personal und alte Ideen zur Zukunft der BVB

von Dominique Spirgi, Tino Bruni und Renato Beck

Die Basler Regierung hat erste Entscheide zur heiklen Situation bei den Basler Verkehrsbetrieben gefällt. Kurt Allematt wird vom Verwaltungsrat zum BVB-Präsidenten ad interim befördert. Allematt war lange Spitaldirektor in Solothurn, er löst Paul Blumenthal ab, der nach dem GPK-Bericht seinen Posten geräumt hat.

Für ein paar Stunden stand dazwischen eine Frau an der BVB-Spitze: Nach dem Rücktritt von Verwaltungsratspräsident Paul Blumenthal und seinem Vize Paul Rüst rückte die grüne Ex-Grossrätin und noch immer aktive BVB-Verwaltungsrätin Mirjam Ballmer, die Basel vor einem Jahr Richtung Fribourg verlassen hatte, als Interimspräsidentin nach.

Neben Personalfragen beschäftigte die Regierung auch die Finanzierung der Tram-Erweiterung nach Saint-Louis. Diese wurde bewilligt – bis auf den umstrittenen Passus der Millionenzahlung der BVB

an den Bau. Hierzu wartet sie rechtliche Abklärungen ab.

Das wiederum empört die SVP: Ihr passt nicht, dass sich die Basler Regierung bis nach den Sommerferien Zeit lässt, um den harschen Bericht der Geschäftsprüfungskommission zu den Basler Verkehrsbetrieben zu analysieren.

Auch andere Parteien reagieren auf den Bericht der Geschäftsprüfungskommission. Dabei geht es um Fragen wie, wer zurücktreten soll, bis hin zu Ideen wie: Machen wir doch die Auslagerung der BVB wieder rückgängig und führen sie zurück zum Staat.

Zurück zum Staat

Diese Idee kommt linken Parteien nicht zum ersten Mal in den Sinn, wie die «bz Basel» berichtet. Die Zeitung fasst den Kern der Überlegungen so zusammen: «Wenn der eigene Regierungsrat ständig den Kopf hinhalten muss, sollte er wenigstens auch die wichtigen Entscheide selber treffen können.»

Zudem glaubt die Linke, die Wiedereingliederung der BVB, die seit 2006 eine öffentlich-rechtliche Gesellschaft im Besitz des Kantons sind, würde die miese Stimmung bei den BVB-Angestellten heben, weil mehr Ruhe einkehre.

Die bürgerliche Seite hält von all dem gar nichts. Nur ein Pluspunkt wird erkannt, von FDP-Präsident Luca Urgese nämlich: Der heftig kritisierte Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels könne dann «die Schuld nicht einfach immer den BVB in die Schuhe schieben». ×

21%

von Dominique Spirgi

Zwischen Schifflände und Claraplatz fährt bis 13. August kein Tram, weil die maroden Gleisanlagen ersetzt werden müssen. Im September folgt der Gleisersatz am Steinenberg, der den Tramverkehr durch die Innenstadt zum Erliegen bringen wird. Ende September wird es in der Elisabethenstrasse und im Gundeli zu Vollsperrungen kommen.

Das sind Folgen des maroden Zustands des BVB-Schienennetzes. Der «Netzzustandsbericht Infrastruktur» für das Jahr 2016 zeichnet ein miserables Bild.

21 Prozent des Streckennetzes waren in einem alarmierenden oder schlechten Zustand. 10 Prozent aller Weichen waren in einem alarmierenden Zustand, bei den Kreuzungen gar 25 Prozent. Bis 2020 wollen die BVB alle als alarmierend eingestuft Netzteile sanieren und die als schlecht taxierten Streckenabschnitte auf 10 Prozent minimieren. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 43-Jährige wohnt in Bern.



Amir Mustedanagić (2. v.l.) verlässt die TagesWoche. Tino Bruni, Renato Beck, Thom Nagy, Reto Aschwanden und Gabriel Brönnimann (v.l.n.r.) übernehmen neue Positionen.

FOTO: NILS FISCH

In eigener Sache

Ein Abschied und neue Köpfe in der Führung

von Sibylle Schürch

Amir Mustedanagić begann seine Tätigkeit für die TagesWoche im April 2012 als Redaktor. Ein Jahr später war er Leiter Newsdesk. «Sie wollten mich nicht als Redaktor», kommentierte er diese Entwicklung mit seinem typischen Grinsen.

Wahrer ist wohl, dass man schnell die Qualitäten dieses jungen Mannes erkannte und ihn daraufhin in die Schaltzentrale der TagesWoche setzte, das Newsdesk.

Diese Funktion geht mit viel Druck einher, sie verlangt Koordination und eine Nase für die richtige Geschichte im passenden Moment. Hektik verbreitete Kollege Mustedanagić nie. Meist hing er mehr in seinem Stuhl, als dass er sass, was aber nicht darüber hinwegtäuschte, dass hier ein echtes Organisationstalent arbeitete. Aufgrund dieser Qualitäten wurde er Ende 2016 auch in die Geschäftsleitung berufen.

So einen will man nicht verlieren. Darum sind wir traurig, dass er nicht mehr da ist, und gleichzeitig ein wenig stolz, dass erneut einer von uns vom «Tages-Anzeiger» abgeworben worden ist.

Neue Co-Leitungen

Die Nachfolge von Amir Mustedanagić treten zwei Interne an: Reto Aschwanden, bisher Leiter der Printproduktion, der 2014 von «Surprise» zur TagesWoche wechselte, und Tino Bruni, seit 2014 Produzent. Aschwanden und Bruni übernehmen die Verantwortung für die Produktion als Co-Leiter.

Auch die Redaktion wird neu von einer Co-Leitung geführt. Diese Aufgabe übernehmen neu der bisherige Leiter Regio (seit Februar Redaktionsleiter ad interim) Gabriel Brönnimann, der im Juni 2016 zur TagesWoche gestossen ist, sowie Redaktor Renato Beck, Journalist der ersten Stunde bei der TagesWoche.

Geschäftsleitung wieder komplett

Das bei Männern wenig verbreitete Co-Leitungsmodell bringt wichtige Vorteile. Teilzeitarbeitende Väter können so eine Leitungsfunktion ausüben, die Führungsarbeit wird auf zwei Personen verteilt, damit bleibt Zeit für die eigene journalistische Tätigkeit. Neuberufene wie Beck und Bruni steigen dadurch an der Seite eines bereits erfahrenen Kadermitgliedes in eine Führungsfunktion ein.

In der Geschäftsleitung nimmt neu der bisherige Leiter Team Digital Thom Nagy Einsitz. Damit ist die Geschäftsleitung der TagesWoche mit Gabriel Brönnimann, Thom Nagy und Sibylle Schürch wieder komplett. ×

Stadtentwicklung

Der Streit um das Lysbüchel geht weiter

von Dominique Spirgi

Der Kanton, die SBB und die Stiftung Habitat haben diese Woche ihren «Bebauungsplan Volta Nord» vorgestellt: Auf dem Gewerbe- und Industrieareal Lysbüchel sollen 2000 bis 3000 Arbeitsplätze und Wohnungen für 1300 bis 1900 Menschen entstehen. Dazu ein Primarschulhaus, Räume für Kultur und Grünflächen. Im Norden gibt es

Raum für Industrie und Gewerbe, südlich anschliessend ein Areal für Gewerbe und Dienstleistungen, eines für Gewerbe und Wohnen und ein reines Wohngebiet.

Kantonsbaumeister Beat Aeberhard sprach von einer «städtebaulichen Vision», die es erlaube, das äussere St. Johann mit der traditionellen Blockrand-Bebauungsstruktur räumlich weiterzuführen. Er lobte die Staffelung als «gescheite Verteilung der verschiedenen Nutzungsarten»: im Norden die laute Industrie, anschliessend als lärm-dämmender Übergang Bauten für leiseres Gewerbe sowie Dienstleistungsbetriebe und im Süden Wohnungen.

Damit die Industrie lärmern kann, sind die Anforderung für die bauliche Lärmdämmung an den Wohngebäuden um fünf Dezibel verschärft worden.

Baudirektor Hans-Peter Wessels hob einmal mehr hervor, dass Basel dringend

neuen Wohnraum und auch Platz für das Gewerbe brauche. «Mit dem Wegzug von Coop in diesem Sommer wird das Areal stark unternutzt sein, es ist also ein Gebot der reinen Vernunft, Volta Nord einer intensiveren Nutzung zuzuführen», sagte er.

Piranha-Zone

Kritik am Bebauungsplan kommt von Gewerbeverband, Handelskammer und SVP. Die angedachte Mischnutzung führe zu einer «Piranha-Zone» mit erheblichem Konfliktpotenzial, schreibt der Gewerbeverband: «Aus Sicht des Gewerbes ist der Bebauungsplan inakzeptabel.»

Die Diskussion über das Entwicklungsgebiet ist noch nicht abgeschlossen. Sie wird spätestens dann heftig aufkochen, wenn sich der Grosse Rat voraussichtlich im kommenden Winter mit dem Bebauungsplan befassen wird. ×

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Sidon

Sidon im Libanon ist eine Stadt mit Geschichte. Von hier brach Paulus zu seiner letzten Reise nach Rom auf. Heute baden diese Kinder im Innenhof, statt ins Mittelmeer gleich vor der Haustür zu springen.

REUTERS/
ALI HASHISHO



Wüste Negev

In Israel übt das Heimatfront-Kommando in einem eigens aufgebauten Trainingsdorf den Häuserkampf. Den Blick der Soldatin deuten wir so: Ich weiss, das hier ist wichtig für unser Land, aber eigentlich würde ich grad lieber im Mittelmeer baden.

REUTERS/AMIR COHEN



Senjojiki

Vom Mittelmeer an den Pazifik. Vor Japan tobte der Taifun Nanmadol. Hier brandet das Meer gegen die japanische Küste. Spektakulär anzuschauen, zum Baden weniger geeignet.

REUTERS/KYODO





Toronto

Kanada feiert seinen 150. Geburtstag - da kann man sich für eine Parade schon mal das Maple Leaf aufs Gesicht malen. Toronto, wo die Parade stattfand, liegt übrigens nicht am Meer, dafür am Lake Ontario, der zu den Grossen Seen gehört.

REUTERS/MARK BLINCH



Hongkong

Noch ein Jubiläum. 20 Jahre ist es her, dass Hongkong von Grossbritannien an China zurückging, was dieser Mann anscheinend noch nicht verwunden hat. Hongkong ist eine Insel. Gerne erwähnen wir hier, dass das Meer, das sie umgibt, das Südchinesische ist.

REUTERS/DAMIR SAGOLJ



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Fasolin, Erik, von Basel/BS, 19.01.1932–27.06.2017, Weiherweg 4, Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Gogniat-Hauri, Lydia, von Basel/BS, 08.05.1924–22.06.2017, Redingstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Liechi, Beat, von Rüderswil/BE, 01.10.1954–25.06.2017, Bruderholzstr. 45, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.07., 14.30 Uhr, Friedhof Hörnli.

Schaffner, Gerhard Johannes, von Anwil/BL, 22.04.1934–21.06.2017, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Schifferli, Gertrud, von Basel/BS, 07.09.1928–24.06.2017, Grienstr. 50, Basel, wurde bestattet.

Schreck-Dietiker, Margrith, von Basel/BS, 05.11.1927–

21.06.2017, Sem-pacherstr. 32, Basel, wurde bestattet.

Thommen-Sandhaas, Elisabeth Louise, von Gelterkinden/BL, 05.02.1916–25.06.2017, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Lausen

Rubini Dahinden, Esther, von Schüpfheim/LU, Deredingen/SO, 06.03.1949–25.06.2017, Ergolzstr. 50, Lausen, wurde bestattet.

Schneider, Reinhard, von Langenbruck/BL, 21.02.1925–28.06.2017, wohnhaft gewesen im APH Gritt, Lausen, Beisetzung: Freitag, 14.07., 14.00 Uhr, Friedhofhalle Lausen.

Niederdorf

Buser-Gehret, Olga Rosa, von Ziefen/BL, 03.04.1921–23.06.2017, Grittweg 24, Niederdorf, Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 13.07., 14.00 Uhr Friedhof Hölstein.

Pratteln

Bürki, Werner Albert, von Oberegg/AL, 27.11.1943–02.07.2017, Burggartenstr. 34, Pratteln, Abdankung: Mittwoch, 12.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli, Riehen.

Sahli, Rene Marcel, von Wohlen bei Bern/BE, 13.03.1956–16.06.2017, Hauptstrasse 87, Pratteln. Die Beisetzung findet in Spanien statt.

Strnad, Miran, von Slowenien, 16.08.1967–12.06.2017, Krummeneichstr. 54, Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Héritier-Baumann, Doris, von Basel/BS, 22.02.1942–15.05.2017, Grellingerstr. 7, Reinach, wurde bestattet.

Raschle-Senn, Werner, von Hemberg/SG, 04.01.1938–26.06.2017, Hohe Winde-Str. 14, Reinach, wurde bestattet.

Schobel-Paganini, Peter, von Basel/BS, 16.12.1920–21.06.2017, Baumgartenweg 31, Reinach, wurde bestattet.

Riehen

Mory-Burkhalter, Walter, von Riehen/BS, 03.12.1924–22.06.2017, Schützen-gasse 60, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Abschied (Erich Fried)

*Das Gute
fliegt jetzt davon
dorthin
wo alles
nicht immer
in die Vergangenheit fällt
sondern täglich
auf-
und untergeht
wie die Sonne*

Der Lebenskreis unserer Schwester hat sich geschlossen.

Christine Heiniger

18. Juli 1946 – 30. Juni 2017

In Trauer

Ursula Heiniger, Idaplatz 9, 8003 Zürich
Doris Heiniger mit Ewald Lehner, 3860 Meiringen

Die Urnenbeisetzung im Wiesengrab auf dem Hörnli findet im engen Familienkreis statt. Die Abschiedsfeier für alle Freundinnen und Freunde findet am 3. August, 14 Uhr im Quartiertreff Alban Breite, Zürcherstrasse 143, 4052 Basel, statt.

Anstelle von Blumen gedenke man des Treffpunkts Breite:
IBAN Nr. CH12 0900 0000 4001 2522 1
oder des Fördervereins Alterszentrum Alban-Breite: Postscheck: 40-37550-0
IBAN Nr. CH81 0900 0000 4003 7550 0.

Open-Air-Festivals sind ein Sodom und Gomorrha der Geschmacklosigkeiten. Typen mit Sixpacks kann das die Laune nicht vermiesen. Unserem Kolumnisten schon.

“

Die Toten Hosen sind eine gute Metapher für Schweizer Open Airs. Waren mal rebellisch und feiern jetzt in der Schlagerhölle. Auch dass die Hosen bei gleich zwei der grössten Schweizer Festivals als Haupt-Act auftreten, spricht Bände. Für mich sehen die Festivalplakate seit zehn Jahren gleich aus. The Prodigy, Cypress Hill, Die Toten Hosen. Fehlen nur noch Skunk Anansie oder Clawfinger. Irgendwo muss es ein Nest geben – ein Nest namens Agentur. Dort fliegen die grossen Veranstalter vorbei und holen sich ein Ei.

Ich opfere hier wohl gerade die Aussicht auf zukünftige Hauptbühnen-Auftritte meinem Bedürfnis nach satirischer Auseinandersetzung mit himmelschreienden Widrigkeiten. In diesem Fall hier schreien sie unter freiem Himmel. Der Himmel straft dieses Sodom und Gomorrha der Geschmacklosigkeiten regelmässig mit Regen. Ohne Erfolg. Wahre Festival-Freaks sind Masochisten, die lassen sich nicht beirren.

Am Open Air St. Gallen (ich hatte da selber einen kleinen Auftritt) habe ich letztes Wochenende auf dem Weg zur Bühne innert fünf Minuten dreimal Helene Fischers «Atemlos» gehört. Fast war ich froh, als drei Minuten später aus einem Party-Zelt Göläs «Schwan» tönte. Das Musikprogramm der meisten Zelte an Festivals ist aus der Hölle. Hölle. Hölle. Hölle.

Kopfschuss, Kopfschuss

An dieser Stelle ein kleiner Exkurs in Sachen Schlagertitel. Ein befreundeter DJ spielt des Öfteren an Hochzeiten, und auch dort wird diese Höllenmusik passenderweise sehr oft gewünscht. Ihm sei dabei aufgefallen, dass niemand weiss, wie diese Schlager offiziell heissen. Die Wünschenden kennen meist nur ein Schlagwort. So heisst zum Beispiel das HölleHölleHölle-Lied eigentlich «Wie ich einst am Morgen den Hades erblickt». Kleiner Witz. Es heisst «Wahnsinn, warum schickst du mich in die Hölle?» (HölleHölleHölle) und ist von Wolfgang Penis.

Ich finde das interessant. Fehlende Titelkenntnis fungiert offenbar als Schlager-Detektor. Wenn du als Band denkst, dir sei ein tiefgründiger Song namens «Die Leiden des jungen Werther» eingefallen, das



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

Publikum ihn aber nur unter dem Titel «Kopfschuss, Kopfschuss. Peng Peng Peng!» kennt, könnte es durchaus sein, dass dir ein Schlager passiert ist.

Wobei ich jetzt gerade einen Song namens «Kopfschuss, Kopfschuss. Peng Peng Peng!» schreiben möchte. Das hallt so schön nach. Einen Tanz dazu hätt' ich auch schon. Zu erleben nächstes Jahr in der «Schiess-mich-tot-Bar» am Open Air St. Gölä.

Das Musikprogramm in den meisten Zelten ist aus der Hölle. Hölle. Hölle. Hölle.

Aus irgendeinem Grund verspüren manche Menschen den Drang, sich für Musik-Festivals zu verkleiden. Der Schweizer scheint ein unbändiges Bedürfnis nach Fasnacht zu haben, und wenn halt grad nicht Fasnacht ist, müssen andere Events für diese neurotische Selbstflucht hinhalten.

Einen draufsetzen kann da nur noch die Berichterstattung. Während der normale Mensch einen weiten Bogen macht um jeden Oben-Ohne-Six-Packer mit herauslugenden Calvin-Klein-Boxershorts, um alle Bikini-Top-Tussen in Partnerlook und quäkender Stimme und um sämtliche als Fantasie-Tier verkleideten Single-Dudes, die alleine bleiben werden, rücken Fernsehen und Radio genau diese Gestalten in den Mittelpunkt.

Zusammen mit den mega lässigen Interviews quirrliger Moderatorinnen im coolen Open-Air-Look ergibt das einen Pfadilager-Groove, der einem wie mir einen Ausdruck zwischen manischer

Euphorie und Bill Kaulitz'scher Todessehnsucht auf das schlammverspritzte Gesicht zaubert.

Meinen Jugo-Freund, der mit mir an diesem surrealen Ort war, verwirrte diese groteske Szenerie noch mehr als mich. Wir haben uns dann Shots gegönnt. (Shots! Shots! Sho-Sho-Sho Shots!) Auf einmal fragte er mich: «He, Kneck. Kennsch das, wenn so Sieche umeloufe wie Snowboarder, aber vou rassistisch si, obwohl si südländisch usgsehnd?» «Du meinsch Bündner?», erwiderte ich und wir lachten über diese Antwort, die so falsch und richtig gleichzeitig war.

Zur Strafe Passionsfrucht-Shots

Für einen kurzen, kostbaren Augenblick vergassen wir, wo wir waren, bis uns ein Sixpack-Guy mit Schlapphut und Super-Soaker (das sind Wasserpistolen in grotesk) zurück in die Realität spritzte. Wir beschlossen, den Dude zu bestrafen. Zu diesem Zweck schleiften wir ihn durch sämtliche Gölä-kontaminierten Party-Zelte, sofften auf seinen Armbandpass mit integrierter Cashless-Zahlfunktion. Dutzende Passionsfrucht-Shots und zwangen ihn anschliessend, sich mit uns das komplette Tote-Hosen-Konzert anzuhören.

Zuvor hatten wir uns von der Silent-Party Kopfhörer geliehen und auf den Kanal mit der geilen Trap-Mucke geswitcht, wo die Künstler auf eine Weise lallen, dass einem warm ums Herz wird vor lauter Sinnentleertheit. Unser Sixpäckler musste unterdessen Campinos Tote-Hosen-Texte über sich ergehen lassen.

Es war hart. Bei «Tage wie diese» brach er zusammen und versprach uns, sich von nun an immer ein Shirt anzuziehen und kein Axe Africa mehr zu benutzen, solange er nicht mindestens eine afrikanische Sprache fliegend spricht.

Wir liessen ihn frei und er irrte atemlos durch die Nacht. Dann endlich besänftigte Orpheus in Gestalt eines Musikers namens Voodoo Jürgens mit dem Song «Heute grob ma Tote aus» den Hades und wir konnten aus der Hölle enttrinnen. Wir rannten in Gummistiefeln um unser Leben und schworen uns, nächstes Jahr wiederzukommen. Kopfschuss, Kopfschuss, Peng Peng Peng! ×

”

Weiterlesen, S. 33



Sie wollen trotzdem unbedingt an ein Open Air? Dann lesen Sie unsere Tipps fürs Überleben eines Festival-Wochenendes

Ausgleichszahlungen

Finanzstarke Kantone wollen weniger Ausgleichszahlungen leisten. Dafür gibt es gute Argumente. Wichtiger aber wäre es, dass sich alle Beteiligten auf verbindliche Regeln einigen.

Das Knarren im Gebälk der Eidgenossenschaft

von Georg Kreis

Zug ist seit Langem der stärkste unter den finanzstarken Kantonen. Gemäss dem 2008 in Kraft getretenen NFA (Nationalen Finanzausgleich) muss er wie sechs andere so eingestufte Kantone Ausgleichszahlungen an die finanzschwachen Kantone leisten.

In der verschiedenen Finanzfragen zusammenfassenden Volksabstimmung, welche 2004 mit einer landesweiten Zustimmung von 64,4 Prozent die Basis für den NFA von 2008 gelegt hat, stimmten drei Geberkantone dagegen; am deutlichsten der grösste Beitragszahler Zug, wo gerade mal 16,3 Prozent Ja sagten. Auch Schwyz und Nidwalden lehnten ab, doch stimmten dort immerhin 43 (SZ) bzw. 46 (NW) Prozent zu. Daneben gab es Kantone, die ebenfalls davon ausgehen mussten, dass sie zur Kategorie der Geber gehören würden, und trotzdem zustimmten: Basel-Stadt mit 75,5 Prozent, Zürich mit 60,5 Prozent und Genf mit 55,5 Prozent.

Schwache Kantone erhalten unter verschiedenen Titeln Hilfe. Zu unterscheiden ist die vertikale Hilfe von der Bundesebene und die horizontale Hilfe von den anderen Kantonen, unterschieden nach Härte-, Ressourcen- und Lastenausgleich.

Zug wird es zu viel

Dass Starke den Schwachen helfen müssen, entspricht – nach dem Motto «Einer für alle, alle für einen» – einer eidgenössischen Tradition und wird in allen Kantonen grundsätzlich akzeptiert. Das ist im Prinzip auch in Zug nicht anders. Zu reden gibt allerdings die Frage, wie gross die Unterstützung sein soll. Im August 2015 wurde es dem Zuger Kantonsrat zu viel: Er

drohte, in einem Akt des zivilen Ungehorsams einen Teil der vorgesehenen Ausgleichszahlung nicht mehr nach Bern in den Umverteilungstopf zu geben, sondern auf ein Sperrkonto einzubezahlen. Zug ging davon aus, dass von den 320 Millionen Franken, die zu bezahlen waren, 60 Millionen zu viel wären. Daraufhin rief die Konferenz der Finanzdirektoren eine Arbeitsgruppe ins Leben, die Verbesserungsvorschläge ausarbeitete.

Auch die Basler Finanzdirektorin Eva Herzog ist der Meinung, dass ihr Kanton jährlich rund 30 Millionen Franken zu viel bezahlt. Im kommenden Jahr könnten es sogar 45 Millionen Franken sein. Wenn man sich das vor Augen führen will, rechnet man, wie viel das pro Kopf ausmacht. Es sind 573 Franken in Basel und 2626 Franken in Zug.

Was kann Basel dafür, dass es einen Rhein und eine segensreiche Pharmaindustrie hat?

Die Vorstellung des «zu viel» ergab sich aus der nachvollziehbaren Auffassung, dass die Transferkasse überdotiert ist, weil alle Bezügerkantone über der ursprünglich vereinbarten Marke der durchschnittlichen Finanzkraft von 85 Punkten liegen und darum eigentlich gar nicht mehr bezugsberechtigt wären. Darum wurde 2015 öffentlich darüber nachgedacht, die nächste NFA-Bundesregelung mit einem Kantonsreferendum anzugreifen. Dieses Instrument ist wenig bekannt. Neben dem klassischen Referendum mit 50 000 Un-

terschriften gibt es die Möglichkeit, dass acht Kantone einen Bundesbeschluss zu einer gesamtschweizerischen Volksabstimmung machen können.

Die Mehrheit nimmt

Doch zurück zu den Ausgleichszahlungen: Demokratiepolitisch problematisch ist, dass die Geberkantone finanzpolitisch zwar stärker, politisch aber, das heisst numerisch, schwächer sind und von den Nehmerkantonen überstimmt und zu Zahlungen eigentlich gezwungen werden können. Das wirkt sich vor allem im Ständerat aus, weniger im Nationalrat, wo auch die mit Zentrumsleistungen besonders belasteten Städte stärker vertreten sind. Es sind übrigens die Nehmerkantone, die sich zuerst zu einer gemeinsamen Interessenvertretung zusammengeschlossen haben, die Geberkantone zogen diesbezüglich erst später nach.

Gegensätzliche Haltungen zeigen sich auch in einer anderen Variante, nämlich in der Europapolitik, wenn konservative Kleinkantone zwar am Tropf von liberalen Kantonen hängen, zugleich aber mit ihrem Abstimmungsverhalten die Aussenbeziehungen aufs Spiel setzen, die den offeneren Kantonen die Erwirtschaftung des zu verteilenden Gewinns überhaupt erst möglich machen.

Diese Diskussion muss aber zur Einsicht führen, dass Stärken nicht automatisch als subjektives Verdienst und Schwächen nicht einfach als subjektives Versagen bewertet werden dürfen. Es sind eine Art objektiver Zufälligkeiten wie Bodenschätze in der positiven Variante oder Wetterbelastungen in der negativen Variante, die zum Schicksal von Territorien und den darauf liegenden Staatsgebilden gehören.



Steuerparadies und Traumpanorama: Die Zuger habens schön, wären da bloss nicht die hohen Ausgleichszahlungen. FOTO: KEYSTONE

Hinzu kommen die über die tiefere Geschichte determinierten Grenzverläufe, die zu Territorien mit sehr ungleichen Voraussetzungen geführt haben.

Was kann Basel dafür, dass es einen Rhein und eine segensreiche Pharma-industrie hat? Den Rhein kann man mit Hafenanlagen nutzen und man muss ihm in seinem Kantonsabschnitt Sorge tragen. Die Pharma ist als Chemieindustrie recht zufällig ans Rheinknie gekommen. Dass sie sich hier angesiedelt hat, ist kein kollektives Verdienst, schon eher dagegen, dass sie über die Jahrzehnte hier geblieben ist.

Fast mantramässig wird in Föderalismus-Lobpreisungen wiederholt, wie gut es sei, dass zwischen Kantonen ein Wettbewerb zwischen besserem oder schlechterem Wirtschaften herrsche. Dies hat aber nur seine Berechtigung, wenn die Konkurrenz-Einheiten etwa die gleichen Voraussetzungen und Kostenfaktoren haben. Zur Exemplifizierung dieser Problematik steht wiederum der Kanton Zug zur Verfügung, der keine kostenintensiven Kultureinrichtungen, keine Universität, keine Grossbibliothek, kein Grossspital etc. finanzieren muss, deren Dienste aber nutzt.

Bloss die hohle Hand machen?

Finanzausgleiche haben neben der unmittelbaren Hilfe zur Überbrückung von akuten Schwächen die Funktion, die Bezüger langfristig auf das gleiche wirtschaftliche Niveau zu bringen. Dem steht die Befürchtung (und eine real gegebene Tendenz) entgegen, dass Hilfe nur Hilfsbedürftigkeit verstetigt und den Schwachen

den Zwang erspart, sich selber helfen zu müssen. Der Finanzausgleich war und ist der permanenten Diskussion ausgesetzt, inwiefern die Bezüger nur die «hohle Hand» machen und keine Anstrengungen unternehmen würden, um ihre Situation aus eigenen Kräften zu verbessern.

Warum gerade jetzt diese Debatte? Die Finanzverwaltung des Bundes hat die Ausgleichszahlungen der Kantone für das Jahr 2018 ermittelt und bekannt gegeben. Dar aus ging hervor, dass Obwalden jetzt in die finanzstarke, die Waadt dagegen in die finanzschwache Kategorie wechseln. Die Berechnungsmodalität wird alle vier Jahre vom Parlament festgelegt. Die nächste Periode wird auf Anfang 2020 in Kraft treten. Bis dann werden allfällige Systemanpassungen diskutiert werden.

In diesem Kontext lohnt auch der Blick auf die Ostmilliarde: Die Schweiz hat den neuen EU-Mitgliedern in den vergangenen Jahren alles in allem eine sogenannte Ostmilliarde für Entwicklungshilfe zur Verfügung gestellt. Dies war 2006 in einer Volksabstimmung mit einer 53,4-Prozent-Mehrheit gegen ein rechtsnationales Referendum gutgeheissen worden.

Jetzt ist diese Beitragsperiode grösstenteils abgelaufen und es stellt sich die Frage, ob es eine Weiterführung gibt. Wer für eine Fortsetzung und wer dagegen ist, kann man sich ausdenken. Die SVP hat bereits Ablehnung signalisiert.

Diese Kohäsionszahlungen, wie die Unterstützung auch genannt wird, lassen sich mehrfach rechtfertigen: Sie bilden eine kleine Gegenleistung für die Möglichkeit,

am grossen Binnenmarkt partizipieren zu können. Sie fördern die Beziehungen der Schweiz zu den zehn Empfängerstaaten (von Estland über Polen bis nach Malta), und sie helfen schweizerischen Unternehmen, dort Fuss zu fassen.

Erweitertes Solidaritätsverständnis

Es hätte der schweizerischen Grundhaltung widersprochen, dieses Geld in einen grossen EU-Topf zu werfen. Anders als bei den interkantonalen Transferzahlungen wurde der Kredit nicht pauschal ausgeschüttet, er kam klar definierten 324 Projekten zugute. Die Förderung ist zudem einer peniblen Kontrolle vonseiten der Schweiz unterworfen. Die gleichen Kräfte, die diese administrative Begleitung zur Bedingung gemacht haben, machen nun aus der «unverhältnismässigen Bürokratie» ein Argument gegen deren Fortsetzung.

Alles in allem beruhen solche Zahlungen auf einem erweiterten Solidaritätsverständnis, einer Verbundenheit, die davon ausgeht, dass man eine Schicksalsgemeinschaft ist. Diese Idee besteht mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in der Schweiz bezüglich der Kantone und in den Kantonen bezüglich der Gemeinden.

Das Prinzip muss in Regeln umgesetzt werden, damit alle Beteiligten wissen, womit sie rechnen können und müssen. Die Gültigkeit dieser Regeln sollte von einer gewissen Dauer, zugleich sollten sie aber nicht in Stein gemeisselt sein. Vielmehr sollte es möglich sein, dass sie den sich ebenfalls verändernden Gegebenheiten über Verhandlungen angepasst werden. ×

Online





Der Studienbeginn ist gross eingetragen, aber Stefanie musste dafür kämpfen.

FOTO: SAMUEL RINK

Sozialstaat

Stefanie hätte gern einen Uniabschluss. Doch weil die IV dafür bezahlt, kann sie ihr Studium nicht frei wählen.

IV behindert Studenten

von Samuel Rink

Stefanie ist vielseitig begabt. Wenn sie schreibt, drückt sie sich gewählt aus. Wenn sie auf der Bühne steht, fesselt sie die Zuschauer, sagen Theaterschaffende. Sie kanns mit Sprachen, mit Menschen und mit der Kunst. Stefanie, die eigentlich anders heisst, hat gute Chancen, auf der grossen Weltbühne zu landen. Wären da nicht ihr Darm und die IV.

Bis vor vier Jahren litt Stefanie unter Colitis Ulcerosa. Ihr Darm war ständig entzündet, stiess immer wieder seine Schleimhaut ab und bildete Geschwüre. Stefanie fehlte oft in der Schule, wiederholte Klassen, schloss zwei Jahre später als die Gleichaltrigen ab. Zwei Anläufe nahm sie an der Uni. Beide Male machte der Darm nicht mit. Der Rückstand gegenüber gesunden Gleichaltrigen wurde immer grösser. Heute mit 25 hat Stefanie noch immer keinen Abschluss.

Keine freie Studienwahl

Das Hindernis Darm konnte Stefanie mittlerweile überwinden. Chirurgen schnitten den kranken Teil weg und legten einen künstlichen Ausgang am Bauch.

Noch ist nicht alles ganz verheilt, aber Stefanie hat neuen Mut gefasst. Jetzt will sie sich mit ihren Leidenschaften beschäftigen. Und endlich ihren Uniabschluss machen.

Zum Kampf genötigt

Aufgrund ihrer Krankheit hat Stefanie Anspruch auf IV. Sie ist nur zu 80 Prozent leistungsfähig. Damit sie eine Ausbildung abschliessen kann, erhält sie von der IV Unterstützung. Doch nicht für jede Ausbildung. In der IV-Berufsberatung macht man ihr klar: Es gibt keine freie Studienwahl. Die IV hilft nur bei guter Aussicht auf eine Anstellung nach dem Abschluss.

«Die Vorgaben der IV liessen mich leer schlucken», erzählt Stefanie. «Mir wurde klar, dass ich wegen der IV eine ganze Reihe von Fächern nicht studieren kann.» Darunter einer ihrer Studienwünsche: Kreatives Schreiben.

Stefanie ist willensstark, optimistisch und vielseitig interessiert. Sie arrangiert sich mit ihrer Einschränkung und findet oftmals eine Alternative. Der IV schlägt sie ein Studium in Linguistik mit dem Ziel Übersetzerin vor. Sie geht auf Nummer sicher. «Ich verfasste einen Brief, in dem ich mein Ziel und den Nutzen meines Studiums für die Gesellschaft darlegte», sagt Stefanie.

Sie fühlt sich genötigt, um ihre Ziele bei der IV zu kämpfen. Ihr Glück, dass sie sprachlich begabt ist. «Ich habe das Gefühl, sprachlich und argumentativ zu hoch gegriffen zu haben», sagt sie. Doch der Einsatz lohnte sich: Stefanie erhält die Bewilligung. Wegen eben diesem Brief, sagen Fachleute aus ihrem Umfeld.

Wer eine Karriere als Forscher oder als Dozent anpeilt, beisst bei der IV auf Granit.

Wie viele Unterstützungsbedürftige ihre Studienwahl nach der IV richten müssen, ist kaum festzustellen. Auch sie arrangieren sich wohl wie Stefanie und finden Alternativen. «Aber was passiert mit jenen, deren Talent sich auf ein Studienfach beschränkt, das die IV nicht unterstützt?», fragt sich Stefanie. «Manche gehören mit ihren Fähigkeiten einfach an eine Kunsthochschule.» Auch wenn die Chancen auf Anstellung gering sind.

Die Vorgabe «Wirtschaftlichkeit» erschwert bei der IV auch andere Studiengänge. Besonders Fächer der philosophisch-historischen Fakultät stehen – zu Unrecht – im Ruf, brotlos zu sein. Wer gar eine Karriere als Forscher oder Dozent anpeilt, beisst bei der IV auf Granit. «Ausbildungskosten und -dauer stehen hier einem sehr hohen Arbeitsmarktrisiko gegenüber», schreibt Rolf Schürmann, Lei-

ter der IV Basel. Mit öffentlichen Geldern liesse sich das Risiko der Arbeitslosigkeit kaum tragen. Das Bundesamt für Sozialversicherungen (BFS) verpflichtet die IV zum ökonomischen Umgang mit ihren Mitteln. Eine Ausbildung muss zu einer «wirtschaftlich ausreichend verwertbaren Arbeitsleistung» führen.

«Ein engagierter Student kann auch in einem fachfremden Beruf Fuss fassen», sagt Georg Mattmüller, Leiter des Behindertenforums. Selbst wenn ein Student, mit oder ohne Beeinträchtigung, im eigenen Fach keine Stelle findet, sei nicht jede Hoffnung verloren.

Menschen mit Behinderungen oder Gebrechen von gewissen Fächern auszuschliessen helfe nicht wirklich, um Arbeitslosigkeit zu vermeiden: «Wie der Werdegang des Betroffenen verläuft, ist wenig abschätzbar.» Mattmüller ist darum skeptisch, inwiefern die IV die Wirtschaftlichkeit einer Massnahme überhaupt beurteilen kann.

Kontroll-Organ IV

Auch jetzt, da Stefanie die nötige Unterstützung erhält, ist sie die IV-Kontrolle nicht los. Monatlich muss sie bestätigen, dass sie an der Uni war. Sonst gibt es kein Geld mehr. «Mein Leistungsdruck an der Uni ist ausserdem höher als bei anderen», sagt Stefanie. Für das Studium hat sie maximal vier Jahre Zeit. Ein Studienfachwechsel liegt nicht drin. Unterstützung gibt es nur für den bewilligten Studiengang. «Dabei sagen sogar Info-Broschüren zur Studienwahl, dass ein Fachwechsel normal ist.» Stefanie fühlt sich ungleich behandelt.

«Menschen mit Behinderungen muss man nicht vor einer falschen Studienwahl schützen», findet Mattmüller. «Bei anderen passiert das schliesslich auch nicht.» Mattmüller hält die Regeln der IV für hart: «Alle Studierenden können nach einer gewissen Zeit feststellen, dass sie sich in der Fachrichtung, aber auch in den eigenen Fähigkeiten geirrt haben.»

Die Praxis der IV ist rechtmässig, Mattmüller findet sie aber problematisch. «Menschen ohne Behinderungen dürfen Ausbildungsgänge frei auswählen, Menschen mit Behinderungen werden hingegen in ihrer Wahl beeinflusst.» Mattmüller fordert von der IV Zurückhaltung bei der Einflussnahme.

Abhängigkeit vermeiden

Die IV Basel will keine Einzelfälle kommentieren. Sie schreibt, sie müsse auf die Kosten-Nutzen-Verhältnisse achten. «Aus Sorgfalt dem Prämienzahler und den Steuerzahlern gegenüber und vor dem Hintergrund begrenzter Mittel», schreibt Schürmann. Das sei Gesetz und nicht etwa die Idee einer IV-Stelle.

Er verweist auf die Pflicht der Antragsteller, beim Vermeiden einer IV- oder Sozialhilfe-Abhängigkeit mitzuwirken. «Der Versicherte hat aber das Recht, gegen den Entscheid Rekurs einzureichen»,

schreibt Schürmann. Wie viele Anträge in den vergangenen Jahren bewilligt wurden, will die IV Basel nicht offenlegen.

«Menschen ohne Behinderungen dürfen Ausbildungsgänge frei auswählen. Menschen mit Behinderungen werden hingegen in ihrer Wahl beeinflusst.»

Georg Mattmüller,
Leiter Behindertenforum

Stefanie freut sich trotz allem auf das Studium. Sie ist froh, den Abschluss endlich nachholen zu können. Den ersten Studientag hat sie sich dick im Terminplan eingetragen. Wenn sie zum ersten Mal in der Vorlesung sitzt, wird der Ärger bei der Studienwahl verfliegen sein. «Ich werde es ruhig angehen», sagt sie. Eine Einführungsvorlesung und eine Fremdsprache – das reicht fürs erste Semester.

Der IV ist das egal. Solange sie in vier Jahren Stefanies Bachelor in den Fingern hat. Sonst gibt es kein Geld mehr. ×

Lesen Sie dazu auf den folgenden Seiten das Interview mit der Ärztin Tatjana Binggeli, die ihre Studienwahl gegen den Widerstand der IV durchgesetzt hat.

ANZEIGE

Reha Chrischona

Die Rehabilitationsklinik
in Ihrer Nähe.
www.buespi.ch

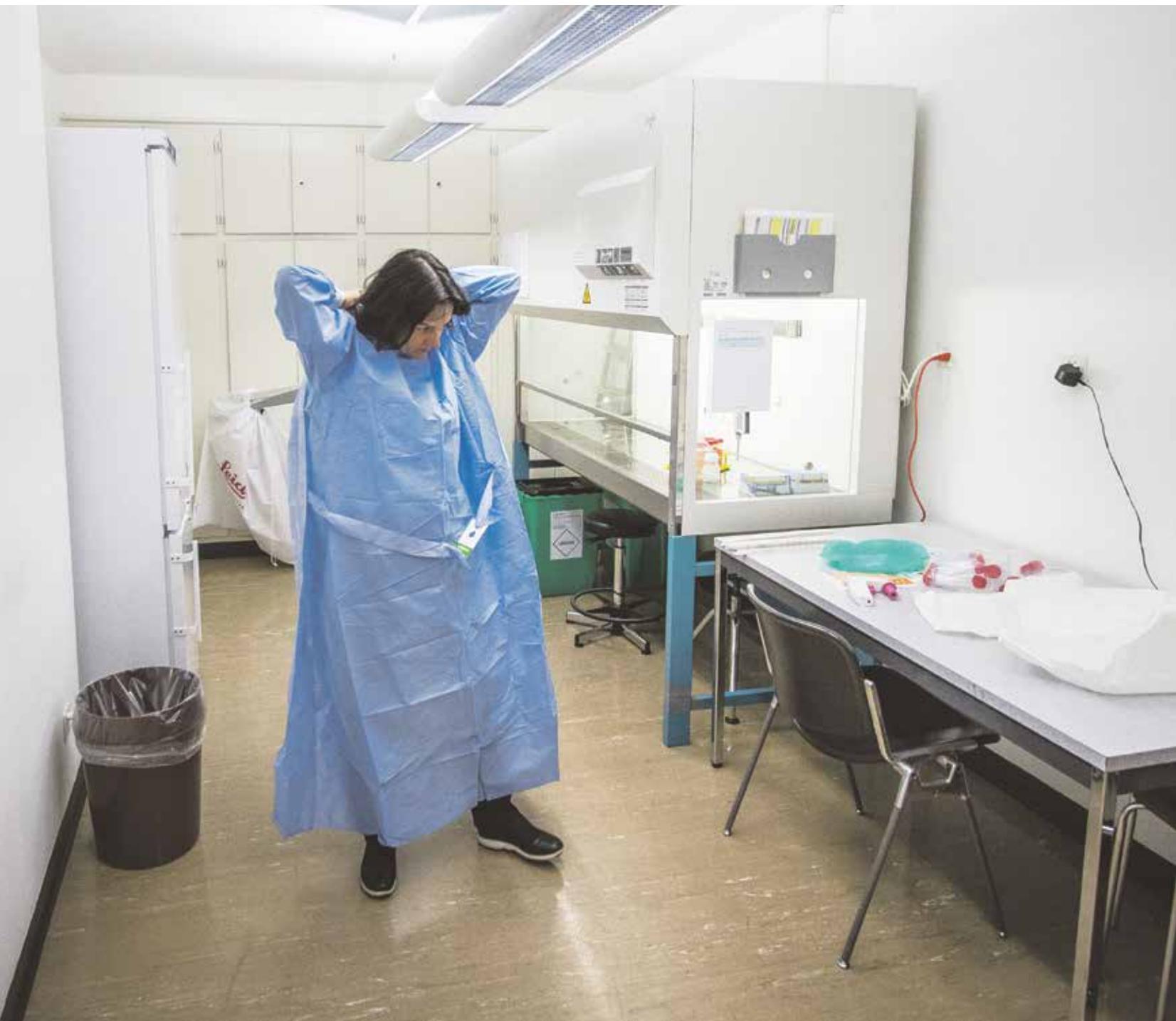


Tatjana Binggeli musste bei der IV für ihr Studium kämpfen, weil sie gehörlos ist. Heute ist sie Ärztin.

«Andere dürfen alles studieren»

Tatjana Binggeli im Labor: «Ich hatte alle Voraussetzungen. Aber die IV wollte nicht an mich glauben.»

FOTO: SAMUEL RINK



von Samuel Rink

Die Dokumente zu ihrem Werdegang bewahrt Tatjana Binggeli in einem Ordner auf, dessen blaue Deckel sich wölben. IV-Anträge, Absagen, Gerichtssentscheide und Bewilligungen: Will eine Gehörlose in die Medizin, braucht sie Durchhaltewillen. Als Präsidentin des Schweizerischen Gehörlosenbundes (SGB) setzt Binggeli sich für einfacheren Zugang für Gehörlose an Hochschulen ein. Das Interview mit Binggeli wurde mit Hilfe eines Dolmetschers in Gebärdensprache geführt.

Tatjana Binggeli, Menschen mit Beeinträchtigungen erzählen von Einflussnahme der IV auf ihre Fachwahl. Welche Beobachtungen macht der Gehörlosenbund?

Wir bekommen immer wieder mit, wie die IV sicherstellen will, dass das Studium «zum Gehörlosen passt». Das bedeutet direkte Einflussnahme auf die Studienwahl. Mit anderen Worten: Andere dürfen jedes Fach studieren, weil sie nicht beeinträchtigt sind, wir nicht. Nur weil wir gehörlos geboren wurden. Die IV meint, damit bessere Chancen auf eine Anstellung nach dem Studium generieren zu können. In der Schweiz besteht das Recht auf freie Berufswahl. Ich zweifle an der Fähigkeit der IV vorauszusehen, wer mit welchem Studium erfolgreich eingegliedert werden kann.

«Auch ein Student der Philosophie arbeitet auf einen Beruf hin. Es ist nur weniger offensichtlich, welcher es sein wird.»

Bei einem Fach wie Philosophie sind die Anstellungschancen aber wirklich gering.

Ja, aber wer kann schon absehen, wo ein Philosophiestudent am Ende landet? Auch er arbeitet auf einen Beruf hin. Es ist nur weniger offensichtlich, welcher es sein wird.

Eine Lehre wäre aber sicherer.

Nicht wirklich. Auch viele Lehrabgänger, die direkt einen Beruf erlernen, sind arbeitslos. Hier muss die IV anders vorgehen: Statt den Versicherten Vorschriften zu machen, müsste sie bei den Firmen für mehr Akzeptanz werben. Das Problem ist nämlich hauptsächlich, dass Beeinträchtigte als Arbeitnehmer noch immer nicht gerne angestellt werden. Unter dem Strich lässt die IV Beeinträchtigte also um ihr Studium kämpfen, weil sie keine Arbeitslosen will, tut aber zu wenig, um überhaupt Arbeitsplätze sicherzustellen.

Sie sind mithilfe der IV Akademikerin mit einem Dokortitel geworden, mussten aber auch darum kämpfen.

Ja, immer wieder, und es war eine sehr harte Zeit für mich. Zum ersten Mal, als ich ins Gymnasium wollte. Die IV und auch die Schulleitung der Sonderschule setzten bei mir und meinen Eltern Druck auf. Die Beamten wollten, dass ich eine Lehre mache. Ich weigerte mich, schliesslich hatte ich den nötigen Notenschnitt und die Aufnahmeprüfung bestand ich auch. Mit 17 gelang es mir – trotz grosser Skepsis seitens von Schulleitung und IV – in ein öffentliches Gymnasium aufgenommen zu werden. Die IV blieb trotzdem kritisch und liess mich sogar einen Intelligenztest machen. Sie hielten mich aufgrund meiner Hörbehinderung wohl für zu wenig geschickt.

Warum wollte die IV Sie nicht ins Gymnasium lassen?

Sie sahen wohl nur das Kosten-Risiko-Verhältnis. Ich brauchte häufig Dolmetscher, die den Unterricht in die Gebärdensprache übersetzten. Das ist teuer. Gleichzeitig war in ihren Augen nicht sicher, dass ich das Gym schaffen und danach einen Job finden würde.

Wie sah Ihr Kampf mit der IV genau aus?

Ich musste regelmässig um Gebärdensprach-Dolmetscher bitten, was die IV nicht bezahlen wollte. Sie hielten einen Übersetzer nicht überall für nötig, ich sollte von den Lippen lesen. Dabei war das nicht einmal bei allen IV-Beamten möglich, weil sie so undeutlich sprachen und die Gebärdensprache nicht konnten. Jeden Monat musste ich der IV einen Bericht schreiben, wie es um mein Studium steht. Verpasste ich zum Beispiel eine Prüfung, wollte die IV ihre Leistungen gleich stoppen. Irgendwann wurde es mir zu bunt, ich musste das Studium kurz unterbrechen.

Was haben Sie dann unternommen?

Ich holte mir ein Darlehen und Bankkredite, mit denen ich die Hilfsmittel selber bezahlte. So war ich die Scherereien mit der IV für eine gewisse Zeit los und konnte das Studium abschliessen. Gleichzeitig forderte ich mein Recht beim Verwaltungsgericht ein und bekam dieses zugesprochen.

Sie wussten schon früh, dass Sie Medizin studieren wollten. Wie nahm die IV den Vorschlag auf?

Nun, ich musste auch hier kämpfen. Es brauchte viel Überzeugungsarbeit, dass ich das Studium schaffen konnte. Wieder hatte ich alle Voraussetzungen: die Matur und den Numerus Clausus. Aber wieder wollte die IV nicht an mich glauben: «Warum wählen Sie gerade das schwierigste Studium überhaupt?» Irgendwann setzte ich mich durch. Aber es kostete Kraft und war mit grossem Administrativaufwand verbunden. Meine Eltern waren eine wichtige Stütze. Dieses Glück haben nicht alle Gehörlosen. Sie knicken irgendwann ein und machen, was die IV vorschlägt, statt die eigenen Wünsche zu verfolgen.

Was fordern Sie von der IV und der Politik, die die Regeln der IV schreibt?

Es ist leider so, dass Menschen mit Behinderungen immer noch mit behinderungsspezifischen Mehrkosten kämpfen müssen. Die IV-Beamten erledigen ihren Job gemäss Vorgaben, das ist auch okay so. Aber es ist nicht akzeptabel, dass sie den Werdegang oder das Leben der Betroffenen mitbestimmen und sogar Druck ausüben. Es gibt wie gesagt Verbesserungspotenzial. Besonders im Hinblick auf die UNO-Behindertenrechts-Konvention und das Behindertengleichstellungsgesetz. Darauf poche ich.

«Viele knicken irgendwann ein und machen, was die IV vorschlägt, statt die eigenen Wünsche zu verfolgen.»

Was bedeutet das konkret?

Die IV soll Menschen mit Behinderungen auf ihrem Weg begleiten statt fremdsteuern. Die persönliche Integrität muss von den Behörden und der Politik respektiert werden. Uns muss die gleiche Freiheit zustehen wie Menschen ohne IV. Darum müssen wir unseren Berufs- und Bildungsweg selber bestimmen dürfen.

Wie ist das umzusetzen?

Bei der gesetzlichen Grundlage sehen wir keinen grossen Handlungsbedarf, aber die Umsetzung ist mangelhaft. Da liegt noch ein weiter Weg vor uns. Bei den Gehörlosen sollte es damit beginnen, dass man uns wirklich zu verstehen versucht, auch unsere Kultur und Sprache. Viele Gehörlose geben auf, weil sie schon an der Sprache und Kommunikation scheitern. Weiter sollte sich die Politik dafür einsetzen, dass gehörlose Menschen besseren Zugang zu Bildung und gesellschaftlicher Partizipation bekommen. Nur so können wir auf jedem Gebiet als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger teilnehmen. Das hat grossen Einfluss auf die Lebensqualität.

Das ist die Seite der Politik. Wie können sich Arbeitgeber engagieren?

Gegenüber Firmen plädiere ich für mehr Offenheit, Mut und Unternehmertum. Sie sollen Gehörlose als normale Fachkräfte sehen – manche mit herausragenden Fähigkeiten. Ohne das nützt auch die beste Berufsbildung nichts. Wenn Gehörlose und andere Menschen mit Behinderungen auf dem Arbeitsmarkt gleich behandelt werden, erübrigen sich auch die leidigen Geschichten rund um die Studienwahl, die viele heute erleben müssen. Und das entlastet dann auch die IV. ×

Tatjana Binggeli (44) forscht an der Augenklinik des Unispitals Basel. Sie hat in Zahnmedizin abgeschlossen und studierte dann medizinische Parasitologie und Infektionsbiologie. Es folgte ein Doktoratsstudium in wissenschaftlicher Medizin. Ihre Dissertation behandelt die Barrierefreiheit medizinischer Dienstleistungen für Menschen mit Hörbehinderung. Binggeli ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Die Museumsstrategie lässt seit Jahren auf sich warten. Braucht es sie wirklich? Das sagen die staatlichen Museen.

Bekennntnis soll nicht zum Korsett werden

von **Dominique Spirgi**

Die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Grossen Rats klopfte nicht nur beim Reizthema BVB heftig auf den Tisch, auch bei der Museumsstrategie holte das Gremium zu einer Schelte aus. Wörtlich heisst es in den Ausführungen «zum Jahresbericht 2016 sowie über besondere Wahrnehmungen»: «Für die GPK ist unerklärlich, dass das Präsidialdepartement in über sieben Jahren keine Museumsstrategie erarbeiten konnte. Sie stellt sich die Frage, ob und weshalb die Verantwortlichen nicht willens oder nicht fähig sind, die Forderung des Grossen Rats zu erfüllen.»

Die Standpauke der Kommission mündet in die Empfehlung an den Grossen Rat, «bis zur Veröffentlichung der Museumsstrategie keine weiteren Beschlüsse zu den staatlichen Museen zu fassen».

Sieben Jahre sind tatsächlich eine lange Zeit für die Ausarbeitung einer Strategie. Die lange Wartezeit hat dazu geführt, dass dieses Papier mittlerweile mit ebenso hohen wie diffusen Erwartungen verbunden ist. Sparpolitiker hoffen, dass der Geldhahn zuggedreht wird, Sozialpolitiker erwarten Gratiseintritte, Kulturpolitiker

klare inhaltliche Leitlinien und alle anderen jeweils etwas anderes.

Philippe Bischof, Leiter der zuständigen Abteilung für Kultur, lässt sich nicht in die Karten blicken. Die Frage, was die Museumsstrategie enthalten sollte, kontert er mit der vielsagenden Gegenfrage: «Was würden Sie denn in eine Museumsstrategie packen?»

Im ersten Anlauf gescheitert

Bischofs grosse Zurückhaltung dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass er zusammen mit seinem ehemaligen Vorgesetzten, Regierungspräsident Guy Morin, im ersten Anlauf gescheitert ist. Ein Entwurf oder «Grundsatzpapier», wie es im Bericht der GPK heisst, wurde von der Gesamtregierung im vergangenen Jahr zurück an den Absender geschickt. Das Dossier liegt nun bei Morins Nachfolgerin Elisabeth Ackermann, die versprochen hat, bis Ende Jahr ein neues Strategiepapier vorzulegen.

Was soll nun aber die Museumsstrategie wirklich bewirken? Hier lohnt sich ein kleiner Abstecher in die Vergangenheit, zum Vorstoss des ehemaligen FDP-Grossrats Daniel Stolz «betreffend Masterplan Basler Museen», mit dem 2009 alles begonnen hatte. Mit einem Masterplan soll-

ten mittelfristige strategische, operative und finanzielle «Prioritäten und Posterioritäten» für die fünf staatlichen Museen gelegt werden, so die Forderung des Antragstellers.

Stolz ging in seinem Vorstoss ins konkrete Detail: Für das Naturhistorische Museum sei ein neuer Standort zu prüfen, das Historische Museum vom Haus zum Kirschgarten zu befreien und das staatliche Kunstmuseum sei unter einer neuen Trägerschaft als «Leuchtturm» auszubauen.

Die Pläne für einen neuen Standort für das Naturhistorische Museum sind mittlerweile weit gediehen, und das Kunstmuseum ist ausgebaut. Daran, das Haus zum Kirschgarten aufzugeben, denkt im Moment wohl kaum jemand und über eine neue Trägerschaft für das Kunstmuseum wurde bereits ausführlich und heftig diskutiert – mit dem Resultat, dass man am alten System festhalten möchte.

Aus dem geforderten Masterplan wurde erst ein Museumskonzept und schliesslich die viel diskutierte Museumsstrategie.

Die Basler Regierung hat den Auftrag zur Schaffung eines Masterplans (aus dem später begrifflich ein «Museumskonzept» und schliesslich die viel diskutierte «Museumsstrategie» wurde) mit einem wohlwollenden Bekenntnis angenommen. Im Basler Kulturleitbild 2012–2017 wurden gewisse Eckpunkte bereits umrissen. Unter anderem heisst es darin: «Die Museen bauen bestehende Stärken aus und optimieren ihre Strukturen. Die Museen suchen Kooperationen, koordinieren ihre Aktivitäten und nutzen Synergien. (...) Besonderer Stellenwert hat die Profil- und Strukturanalyse bei den Kunstmuseen, die entscheidend zu Basels überregionaler Ausstrahlung beitragen.»

Was aber erwarten die betroffenen Direktoren der fünf staatlichen Museen von einer Museumsstrategie?

Bereits bei der Grundsatzfrage, ob Basel überhaupt eine Museumsstrategie braucht, gehen die Meinungen weit auseinander.

«Ja, unbedingt», sagen unisono der Direktor des Antikenmuseums, Andrea Bignasca, und der eben erst angetretene neue Direktor des Historischen Museums, Marc Fehlmann. «Für das Funktionieren unseres Hauses geht es besser ohne», sagt hingegen Josef Helfenstein, Direktor des Kunstmuseums.

Auch der vor wenigen Tagen pensionierte Direktor des Naturhistorischen Museums, Christian Meyer, misst einer staatlichen Museumsstrategie keine son-



Gibt der Kanton die Richtung vor oder tun alle, wie sie wollen? «Das Spiel der Nereiden» von A. Böcklin. FOTO: KUNSTMUSEUM BASEL

derlich hohe Priorität bei: «Die wurde ja vom Grossen Rat gefordert, also braucht es gewisse Leitlinien, wohin sich die Museumslandschaft bewegt.»

Visionen für die Museumsstadt

Einig sind sich die Direktoren, dass die Museumsstrategie die im Museumsgesetz festgelegte inhaltliche Freiheit und Unabhängigkeit der Museen nicht einschränken dürfe. «Die Museumsstrategie sollte auch ein Bekenntnis zu den Basler Museen und ihrer inhaltlichen Autonomie sein», sagt Andrea Bignasca.

Seine Kollegin Anna Schmid vom Museum der Kulturen sagt: «Eine Strategie sollte keinen Massnahmenkatalog für die einzelnen Museen vorgeben. Und erst recht nicht kann es darum gehen, diese Strategie als Vehikel für Sparmassnahmen zu missbrauchen.» Schmid erwartet von der Museumsstrategie in erster Linie Visionen, wie sich die Museumsstadt Basel als Ganzes entwickeln soll, und vor allem auch, wie sie sich nach aussen präsentieren will.

Bignasca indes sieht die Ziele eher auf struktureller Ebene: «Die Museumsstrategie sollte Leitplanken zu museumsrelevanten Themen setzen wie Betriebsführung, also Governance, und die Rolle der verschiedenen Gremien. Darüber hinaus zur Zugänglichkeit, namentlich Vermittlung oder Gratis-Eintritte. Und zur Schärfung des Angebots, das heisst

zum Beispiel die Notwendigkeit eines aktualitätsbezogenen Programms sowie Offenheit zu neuen Kooperationen.»

Marc Fehlmann vom Historischen Museum Basel setzt den Fokus auch auf die politische Ebene: «Es geht um die Wahrnehmung von politischer Verantwortung im Wettbewerb um Marktanteile und Subventionen», sagt er.

Der Kanton steht vor der Herausforderung, welches der kleineren Museen er mit einer Subventionserhöhung retten möchte.

Fehlmann hat bereits Erfahrungen mit einer Museumsstrategie. Das war in Winterthur, wo er bis 2015 das Museum Oskar Reinhart leitete. «In Winterthur hat man sehr erfolgreich und mit zähem politischem Ringen eine Museumsstrategie entwickelt, weil das Stadtparlament für die Subventionsvergabe in Zeiten knapper Ressourcen eine Entscheidungsgrundlage brauchte», erinnert er sich.

Damals ging es darum, die Betriebsbeiträge für das renommierte, aber finanziell angeschlagene Haus zu erhöhen und im

gleichen Zug das kleine Museum Briner & Kern in das Museum Oskar Reinhart zu integrieren. «Weil klar definiert war, welche Häuser eine Leuchtturmfunktion bekommen oder bewahren sollen, konnte man prioritär bestimmte Museen stärken und dafür ein kleines, nicht überlebensfähiges Museum mit geringer jährlicher Besucherzahl schliessen», sagt Fehlmann.

Fehlmanns Verweis auf seine Erfahrungen in Winterthur, namentlich auf die Schliessung eines Hauses, könnte kleineren, nicht staatlichen Museen in Basel Bauchschmerzen bereiten. Das Bundesamt für Kultur (BAK) in Bern will bei der Förderung von Museen nämlich die Kantone stärker in die Pflicht nehmen. Konkret will der Bund nur noch Museen unterstützen, die vom Standortkanton oder der Standortgemeinde mindestens mit dem gleichen Betrag bedacht werden.

In Basel sind mit dem Architekturmuseum, dem Haus der elektronischen Künste und dem Sportmuseum gleich mehrere Häuser betroffen. Alle erhalten sie gegenwärtig vom Bund mehr Geld als vom Kanton, was bei einer strengen Auslegung der neuen Richtlinien das Aus der Bundesgelder bedeuten würde.

Der Kanton steht also vor der Herausforderung, welches der kleineren Museen er mit einer Erhöhung der Subventionen retten möchte. Auch in diesem speziellen Fall wären strategische Überlegungen zur Museumslandschaft dringend nötig. ×

Kinoprogramm

Basel und Region 07. bis 13. Juli

ANZEIGE



BASEL B-MOVIE

Grellingerstrasse 41 b-movie.ch

• KEINE VORSTELLUNGEN

CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **PIRATES OF THE CARIBBEAN: SALAZARS RACHE** [12/10 J]
14.45/17.45
SA-MO/MI: 20.45^{E/d/ff}
- **WONDER WOMAN** [12/10 J]
14.45/17.45/20.45^{E/d/ff}
- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3** [6/4 J]
FR: 20.45^{E/d/ff}
DI: 20.45^D

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **WHITNEY: CAN I BE ME** [16/14 J]
19.00-FR-MO/MI: 12.00^{E/d}
- **DOWN BY LAW** [12 J]
12.15^{E/d/ff}
- **THE GREAT DICTATOR** [6 J]
12.15^{E/d}
- **HUGO CABRET** [12/10 J]
12.30^D
- **TOMORROW - DEMAIN** [8/6 J]
12.30^{Ov/d/ff}
- **RETURN TO MONTAUK** [0/0 J]
14.00/20.50^{E/d/ff}
- **DIE GÖTTLICHE ORDNUNG** [12/10 J]
14.30/16.30/20.45^{Dialekt/ff}
- **UNE VIE** [16/14 J]
14.30^{F/d}
- **MISS SLOANE** [12/10 J]
14.35/18.00/20.40^{E/d}
- **THE BEGUILED** [14/12 J]
14.45/19.00/21.00^{E/d/ff}
- **DANCING BEETHOVEN** [6/4 J]
16.15^{F/d/ff}
- **L'OPÉRA DE PARIS** [6/4 J]
16.45^{F/d}
- **DAS PUBERTIER - DER FILM** [10/8 J]
17.00/18.50/21.10^D
- **INVERSION** [10/8 J]
17.00^{Pers/d}
- **BEUYS** [0/0 J]
18.30^{D/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **GUTE TAGE** [12/10 J]
14.30^{Dialekt/d}
- **SAGE FEMME** [10/8 J]
14.30/20.30^{F/d}
- **PARIS PIEDS NUS** [8/6 J]
16.30/20.45^{F/d}
- **CENTAUR** [16/14 J]
16.50^{Ov/d/ff}
- **ES WAR EINMAL IN DEUTSCHLAND ...** [12/10 J]
18.40^D
- **FAI BEI SOGNI** [16/14 J]
SO: 12.00^{U/d/ff}
- **A GERMAN LIFE** [12/10 J]
SO: 12.15^{D/ff}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SILO-OPEN-AIR: 12.07.2017 - 11.08.2017**

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **OVERDRIVE** [12/10 J]
10.10-FR/SO/DI: 14.30
SA/MO/MI: 12.20/16.45^D
- **PIRATES OF THE CARIBBEAN: SALAZARS RACHE - 3D** [12/10 J]
12.50/15.30/18.15/21.00
FR-MO/MI: 10.10-FR/SA: 23.45
DI: 10.05^D
- **BAYWATCH** [12/10 J]
10.15/17.45/20.15
FR/SO: 15.10-FR/SA: 22.45
SA/MO/MI: 12.45-DI: 15.15^D
- **CASINO UNDERCOVER** [14/12 J]
10.30/14.40/16.40/18.40/
20.40-FR/SA: 22.40^D
- **DU NEBEN MIR** [6/4 J]
10.30/12.45/18.00^D
- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3** [6/4 J]
10.30/12.40/14.45

FR/SO/DI: 16.50/21.00
SA/MO/MI: 18.55^D

- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3 - 3D** [6/4 J]
11.30/13.35/15.40/17.45/
19.50/21.50-FR/SA: 23.55^D
FR/SO/DI: 18.55-FR/SA: 23.05
SA/MO/MI: 16.50/21.00^{E/d/ff}
- **GIRLS' NIGHT OUT** [16/14 J]
FR/SO/DI: 12.20/16.45
FR: 23.20
SA/MO/MI: 14.30/21.05^D
FR/SO/DI: 21.05-SA: 23.20^{E/d}
- **DAS PUBERTIER - DER FILM** [10/8 J]
12.25/14.30/16.40/18.45
FR/SA: 20.50 CINÉ DELUXE
SO-MI 20.50-FR/SA: 23.00
SA-MI: 10.20^D

- **HANNI & NANNI - MEHR ALS BESTE FREUNDE** [6/4 J]
12.30^D

- **DIE MUMIE - 3D** [14/12 J]
FR/SO/DI: 12.45
SA/MO/MI: 15.15^D

- **WONDER WOMAN - 3D** [12/10 J]
15.00-FR: 23.10
SA/MO/MI: 20.15^D

- **FR/SO/DI: 20.15-SA: 23.10^{E/d/ff}**

- **THE BEGUILED - DIE VERFÜHRTEN** [14/12 J]
FR/SO/DI: 19.00^D
SA/MO/MI: 19.00^{E/d/ff}

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **TRANSFORMERS: THE LAST KNIGHT** [12/10 J]
FR/SO/DI: 17.30-SA: 14.30^D

- **TRANSFORMERS: THE LAST KNIGHT - 3D** [12/10 J]
20.30-FR/SA: 23.30
SA/MO/MI: 17.30-SO: 14.30^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3** [6/4 J]
14.00/16.30-FR: 20.15
SA-MO/MI: 20.00^D

- **14.15/17.00-SA-MI: 20.15^{E/d/ff}**
- **KITAG CINEMAS Männerabend: SPIDER-MAN: HOMECOMING - 3D**
FR: 20.00^{E/d}

- **KITAG CINEMAS Ladies Night: GIFTED**
DI: 20.00^{E/d}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 23. AUGUST 2017**

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3 - 3D** [6/4 J]
FR-MO: 19.30-SA/SO/MI: 15.00^D

- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3** [6/4 J]
SO: 11.00^D
NAB FAMILY KINO EVENT

- **WONDER WOMAN - 3D** [12/10 J]
SA: 17.00^D

- **HANNI & NANNI - MEHR ALS BESTE FREUNDE** [6/4 J]
SO: 17.00^D

LIESTAL KINOORIS

Kanonengasse 15 kinooris

- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3 - 3D** [6/4 J]
13.00/15.15-SA: 10.45^D

- **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3** [6/4 J]
FR/SA/MO/MI: 20.00-SO: 20.05^D

- **DU NEBEN MIR** [6/4 J]
FR/SO-MI: 17.30-SA: 17.35^D

- **WONDER WOMAN** [12/10 J]
FR/SA: 22.30^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **WHITNEY: CAN I BE ME** [16/14 J]
FR/SA: 18.00-DI/MI: 20.15^{E/d/ff}

- **SMALL TOWN KILLERS - DRAEBERNE FRA NIBE** [16/14 J]
FR-MO: 20.15-MI: 18.00^{D/and}

• **L'OPÉRA DE PARIS** [6/4 J]
SO: 15.30^{F/d}

• **RETURN TO MONTAUK** [0/0 J]
SO: 18.00^{E/d/ff}

• **CENTAUR** [16/14 J]
MO/DI: 18.00^{Kirgisisch/d/ff}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

• **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3 - 3D** [6/4 J]
16.00^D

• **ICH - EINFACH UNVERBESSERLICH 3** [6/4 J]
20.30^D

• **THE BEGUILED - DIE VERFÜHRTEN** [14/12 J]
18.00^D



Geniesst die Sonne, Genossinnen!

FOTO: © ELLIOTT ERWITT / MAGNUM PHOTOS

Zeitmaschine

Einst stand die Sonne nicht für Ferien, sondern für den Sieg der Werktätigen.

Zur Sonne! Zur Freiheit!

von Martin Stohler

Erzählungen über den Gegensatz zwischen Licht und Dunkelheit existieren seit Tausenden von Jahren. So glaubte man im alten Ägypten laut dem Religionsethnologen James Georg Frazer (1854–1941), dass der Sonnengott Ra nächstens einen erbitterten Kampf gegen eine Schar von Dämonen auszutragen habe.

Dabei könne es geschehen, dass die Mächte der Finsternis derart stark seien,

dass auch während des Tages dunkle Wolken am blauen Himmel hängen und das Licht des Sonnengottes schwächen.

Die Vorgänge am Himmelszelt erklären wir uns längst anders. Kaum verändert haben sich dagegen die Wertungen und Gefühle, die wir mit Licht und Dunkelheit verbinden. Die finstere Nacht erfüllt uns mit Schrecken, der Sonnenschein vertreibt die Sorgen und zeigt die Dinge in ihrer wahren Gestalt.

Auf die Spitze getrieben ergibt sich aus solchen Vorstellungen ein böses Reich der

Finsternis und ein gutes Reich des Lichts. Wie wir Ersterem entgehen oder wie wir es gar überwinden können, hängt von der Erzählung ab, deren Teil es ist.

Zum Lichte empor

Elemente solcher sinnstiftender Erzählungen finden sich auch in den Liedern der Arbeiterbewegung. So heisst es im Text der «Internationale» in der deutschen Nachdichtung von Emil Luckhardt: «Diese Welt muss unser sein; / Unser Blut sei nicht mehr der Raben, / nicht der nächt'gen Geier Frass! / Erst wenn wir sie vertrieben haben, / dann scheint die Sonn' ohn' Unterlass!» Eugène Pottier, der 1871 den französischen Originaltext verfasste, liess die entsprechende Strophe in der ersten Fassung wie folgt enden: «Si les corbeaux si les vautours / un de ces matins disparaissent ... / la Terre tournera toujours.» Erst in der Endfassung lautete die letzte Zeile: «Le soleil brillera toujours!»

Während in den Versen von Pottier, der «L'Internationale» unter dem Eindruck der Pariser Commune und ihrer brutalen Niederwerfung verfasste, die Sonne lediglich eine Zugabe ist, nimmt sie in einem Arbeiterlied aus dem Jahr 1918 eine ganz zentrale Stellung ein. «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit», heisst es da, «Brüder, zum Licht empor! / Hell aus dem dunklen Vergangnen / leuchtet die Zukunft hervor. / Seht, wie der Zug von Millionen / endlos aus Nächtigem quillt, bis eurer Sehnsucht Verlangen / Himmel und Nacht überschwillt!»

Der Verfasser, der deutsche Dirigent Hermann Scherchen, lernte 1917 in Kriegsgefangenschaft das beliebte russische Arbeiterlied «Tapfer, Genossen, im Gleichschritt» kennen und schuf 1918 eine deutsche Fassung. Bei Scherchen hat der Kampf für «die Freiheit» fast schon ein kosmisch-apokalyptisches Ausmass. Dazu passt auch die Vorstellung eines Endkampfes, wie sie in der letzten Strophe zum Ausdruck kommt: «Brüder, in eins nun die Hände, / Brüder das Sterben verlacht! / Ewig, der Sklav'rei ein Ende, / heilig die letzte Schlacht.»

Ein anbrechender Sozialismus

Viele der Erzählungen, die in den alten Arbeiterliedern anklingen, wurden in den vergangenen Jahrzehnten «zur Seite geschoben». Neue Sinnstiftungsversuche haben sie – einem vielfältigen Wandel folgend oder diesen fördernd – aus unserer Vorstellungswelt verdrängt. Mit Sonnenschein verbinden wir heute kaum mehr die Vorstellung eines anbrechenden Sozialismus.

Wenn der Begriff Sonne fällt, dann verbindet sich damit oft die Hoffnung auf nachhaltige Energie oder Sorgen wegen Dürrekatastrophen und dem Klimawandel. Und ist von Sonne in Kombination mit Freiheit die Rede, dann dürften viele von uns Bilder von Ferien am Meer mit kühlen Getränken und leichtbekleideten Menschen vor ihrem geistigen Auge sehen. ×

Supersach Grill

Gasgrills sind für Weichspüler, Kohle ist okay, doch die wahre Könnerin kriegt auch nasses Holz zum Brennen.

Ein Grill, ein Bier, was braucht Frau mehr?

von Andrea Fopp

Das Ueli rinnt kühl die Kehle runter, das Fett des Schweinehalses zischt – es braucht nicht viel, um eine Frau glücklich zu machen: ein Grill, ein Bier, fertig. Aber ein rechter Grill muss es sein. Kohle, klar, sonst kann ich gleich den Herd anmachen und mein Steak in die Bratpfanne hauen, Gas ist für Anfängerinnen.

Auch kommt mir kein billiger Winzling aus dem Grossverteiler in den Garten wie zu Studizeiten. Ich brauche Platz! Vor zwei Jahren habe ich mir deshalb den «Master-Touch GBS» geleistet, einen Kugelgrill von Weber. Durchmesser: 57 Zentimeter. Da passen locker zwei Lammracks drauf und noch dazu ein Haufen Würstli.

Und noch wichtiger: So viel Grillfläche ermöglicht es, die Kohle nach Bedarf zu arrangieren. Auf der einen Seite mache ich Glut, auf der anderen Seite keine, dann Deckel zu und die Hitze verteilt sich in der

Kugel. Zuerst gare ich mein Steak bei tiefer Temperatur langsam auf der glutfreien Seite und dann, am Schluss, haue ich das Fleisch noch zwei Minuten direkt über die Glut, für eine richtig würzige Kruste. So wird aus einem zu Unrecht so bezeichneten «zweitklassigen» Schweinehals ein erstklassiges Grill-Filet.

Wer ist die Schnellste?

Sie haben schon recht verstanden: Auf meinem Grill kann ich niedergaren – mein Masterbaby hat nämlich einen Temperaturmesser. Wenn ich Besuch habe und angeben will, stelle ich dazu noch eine kleine Schale mit Bier in die Glut, damit das Fleisch saftiger wird.

An und für sich könnte man auf meinem Grill sogar Curryreis kochen, und zwar mit dem Weberschen Grill-WOK. Aber sorry, da bin ich einfach konservativ, wer Schischi will, soll in die Küche. Wenn schon grillen, dann richtig: Rind, Lamm, Fohlen oder Ferkel.

Allerdings muss ich schon auch sagen: Ich war nicht immer Feuer und Flamme für den Kugelgrill. Seien wir ehrlich, Kohle zu Feuer verhält sich wie Gas zu Kohle: It's for Weichspüler. Dort, wo ich herkomme, brät man über dem Feuer, wie es sich gehört. Meine Mutter zeigte mir, als ich noch ein kleines Kind war, wie man mit dem Beil von Holzscheiten Späne abhaut und das Kleinholz zu einem Türmchen aufstapelt.

Bloss nicht dreinreden

In der Pfadi veranstalteten wir später regelrechte Wettbewerbe, wer aus nassem Holz am schnellsten Feuer macht. Es fuchst mich bis heute, dass meine Cousine es (damals noch) besser konnte als ich, nichts macht hässiger, als wenn das Feuer nicht brennen will. Oder wenn einer einem dreinredet.

Am schönsten ist das Bräteln auf unserer Alp im Dischma, Davos. Dort haben wir selber eine Feuerstelle in einen Fels gebaut, sie hat zwei Kammern, links mit Specksteinplatte für die grossen Fleischstücke mit hohem Fettanteil (damits nicht in die Glut tropft), rechts mit Grillrost für das Gigot.

Da steht man dann in der Nachmittags-sonne auf 2000 Metern, die Hitze der Glut im Rücken, das Rauschen des Bachs in den Ohren, und lässt es brutzeln. Früher pflegte meine Mama dann zu sagen: «Andrea, hol mir doch bitte ein Calanda aus dem Brunnen.»

Heute freue ich mich schon auf meine Sommerferien, meine Tochter kann jetzt gehen und mag mit ihren Armen knapp in den Brunnen reichen, sodass ich selber, Sonne im Gesicht und Gigot im Rücken (in der gusseisernen Pfanne auf dem Rost), zu ihr sagen kann: «Liabi, holst du mir ein Ueli aus dem Brunnen, bitte?» ×

Hauptsache, es zischt: Grillfragen sind Glaubensfragen.

FOTO: GETTY IMAGES





Schlamm, Nachbarn, Müffeln – so ein Festival fordert seine Besucher.

FOTO: S.JANZ

Wochenendlich am Open Air

Wer Ausrüstung und Einstellung im Griff hat, trotz allen Widrigkeiten.

So überleben Sie ein Festival-Wochenende

von Simone Janz

Fangen wir vorn an. Vermeiden Sie Anfängerfehler: Verstauen Sie Ihr Hab und Gut im Rucksack, nicht in einer unförmigen Tasche. Wer aus Angst vor den Essenspreisen auf dem Gelände grosse Raviolidosen in eine Tasche stopft, kommt mit üblen Verspannungen bei seinem temporären Zuhause an.

Und Auskurieren ist nicht. Schon gar nicht, wenn man auf einem Matteli schläft, das nach zwei Stunden nur noch den Zeltboden verziert, statt dem malträtierten Körper ein Luftpolster zu verschaffen. Deshalb: Ausrüstung im Vorfeld überprüfen. Ist das Zelt wasserdicht? Hatte mein Matteli nicht im Vorjahr schon ein Loch? Und kann ich meinem Körper das alles noch einmal antun?

Falsche Schuhe? Gehen Sie heim

Auf dem Weg zum Festivalgelände werden Ihnen schon am Bahnhof Leute entgegenkommen, die bereits Alk-Nachschub benötigen. Schauen Sie sich deren Schuhe an. Sind sie schlammverspritzt, wissen Sie, wie das Festivalgelände aussieht. Wenn Sie jetzt an sich runterschau-

en und ein paar alte Chucks sehen, haben Sie schon verloren und können gleich wieder in den nächsten Zug steigen.

Nach dem Motto «Oben hui, unten pfui» gehört es zum guten Ton, ein paar hohe Gummistiefel mit Profil zu tragen. Das richtige Schuhwerk ist an einem Festival überlebenswichtig. Mit den falschen Schuhen ist abfallendes Gelände nach Dauerregen nicht mehr begehbar. Sie wären darauf angewiesen, dass man Sie beim Zelt füttert und Ihnen das PET-Flaschen-Festivalbier liefert. Das macht niemand. Ausserdem können Sie nicht darauf vertrauen, dass Sie Ihren Lieblings-Act aus der Ferne hören werden. Ihre Teenie-Nachbarn sind nämlich nicht wegen der Bands hier und werden das Konzert mit ihren eigenen Böxli übertönen.

Nebst der richtigen Ausrüstung ist Timing das A und O an einem Festival. Stellen Sie sich vor, Sie himmeln gerade Kyle Simmons von Bastille oder Campino von den Toten Hosen an und plötzlich meldet sich die Blase. Nun warten Sie um Himmels Willen nicht, bis es dringend wird, sondern beginnen Sie sofort, sich aus der Masse herauszuellenböglern. Bis der WC-Ring mit Klopapier ausstaffiert ist (dieser Schritt fällt mit steigendem Alko-

holpegel weg), dauert es im Schnitt gut und gerne 40 Minuten.

Beim Anstehen gilt es zwei Dinge zu beachten: Jeder, der sich vor einen stellt, muss gereizt darauf hingewiesen werden, wo das Ende der Schlange ist. Stehen Männer an, merken Sie sich gut, in welche Kabine sie verschwinden und meiden Sie diese. Die tun sich die Ansteh-Tortur nämlich nicht für ein kleines Geschäft an.

Sinnieren im Matsch

Gut möglich, dass Sie sich nach ein paar Stunden Dauerregen fragen, warum Sie sich das eigentlich antun. Anstatt über das Leben zu sinnieren, sollten Sie dann einen schönen Matsch-Spaziergang über das Gelände unternehmen und sich mit den anderen Campern vergleichen.

Mit der Zeit werden Sie erfreut feststellen, dass der Hang unter Ihrem Zelt ja gar nicht so steil ist. Denn immerhin rutschen Sie bei offenem Eingang nicht aus Ihrer Unterkunft raus. Sie belästigen höchstens unabsichtlich Ihren Zeltnachbarn, weil Sie des Nachts auf ihn rollen. Wenn Sie sich erst mal vor Augen geführt haben, wie gut Sie es getroffen haben, geht es Ihnen schlagartig besser. Zumindest bis zum nächsten Gewitter.

Auf einem Festival ist es sehr wichtig, dass alle über Ihren aktuellen Beziehungsstatus Bescheid wissen. Sind Sie offen für alles, single oder doch schon vergeben? Möglicherweise sogar eine Kombination aus allem? Eine ausgefuchste Promoaktion ermöglicht es, sich mit farbigen Gratis-Bändeli zu outen. Nutzen Sie diese Chance unbedingt. So kann man Sie vielleicht leichter ansprechen.

Aber: Wer flirten will, sollte besser nicht müffeln. Irgendwann reichen Zähneputzen und Deowolken aber nicht mehr aus, um den modrigen Eigenduft zu kaschieren. Mit etwas Glück kann frau drei Tage mit der gleichen (wasserfesten) Schminke rumlaufen.

Suchen Sie sich Freunde

Das Duschzelt genießt einen dubiosen Ruf. Gehen Sie darum besser nicht da rein. Wenn Sie auf Körperhygiene nicht verzichten wollen, besorgen Sie sich ein paar Ostschweizer (oder – je nach Open Air – Frauenfelder, Berner, Zürcher) Freunde und schleimen sich so richtig ein. Die haben nämlich saubere Duschen in ihren Wohnungen.

Geniessen Sie die schlammfreie Zeit in der Wohnung Ihrer neuen Freunde und werden Sie vom jammernden Nervenbündel («Es ist alles so nass. Mir tut alles weh.») langsam wieder sich selbst. Wenn Sie dann merken, dass Sie gar nicht aufs Festivalgelände zurückkehren wollen, müssen Sie den Tatsachen ins Auge sehen: Sie sind zu alt für den Scheiss.

Nehmen Sie sich fest vor, dass Sie zum letzten Mal an einem Open Air waren. Und dann bleiben Sie aber bitte auch konsequent – lassen Sie sich erst auf der Heimreise wieder umstimmen. ×

Kreuzworträtsel

Nesseltier im Meer, kann brennen	kleiner Staat in Südamerika	z.B. das in der Suppe	Hauptstadt Algeriens	bei uns verbreiteter Singvogel	1	junges Schaf	Staat, vormals Republik Kongo	etc., oder dann dies	Staat im Nahen Osten	dt. Hunderrasse, stämmig
..st = Wanderpause	Wurfgeschoss	Geheimdienst der USA	der ... Rheinweg in Basel kann gefährlich sein	engl. kurze Zeitangabe (neben pm)	4	Abk. für Weltrekord	sich, für Spanier	Teil des Baumes wichtiger Baustoff		
5	clever	Angsthase	da hinein pflanzt man Blumen etc.							
schräg (bei Schriften)	Private Equity, Abk.									
jetzt ist es schön am Basler Rhein...weg										
vielköpfiges Ungeheuer, ähnelt Schlange	kleiner als ein Trio	lat. Grussformel								
10										
sie passt zu Königen	neuer FCB-Trainer (Vorname)	nein, spricht der Brite	7							
die Schulz-Partei	best., sächl. Artikel	steht im Internet für die dt. Sprache								
mögen Pferde gerne										
er hat lange Ohren	8	manchmal halt dann eine Niete								
helles Violett										



Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----



MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 12.07.2017. Lösungswort der letzten Woche:
SOMMERZEIT

ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Catherine Walter

Auflösung der Ausgabe Nr. 26

Impressum

TagesWoche
 6. Jahrgang, Nr. 27,
 verbreitete Auflage:
 36 750 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeweils am
 Freitag als Wochenzeitung.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Digitalstrategie
 Thom Nagy
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Marketing
 Stephanie Gyax
Redaktion
 Renato Beck (Co-Leiter Region),
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leiter Region),
 Yen Duong, Andrea Fopp,
 Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
 Simone Janz (Praktikantin),
 Christoph Kieslich,
 Felix Michel,

Matthias Oppliger,
 Samuel Rink (Aushilfe),
 Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi,
 Andrea Tedeschi,
 Samuel Waldis,
 Reto Aschwanden
 (Co-Leiter Produktion),
 Tino Bruni
 (Co-Leiter Produktion),
 Mike Niederer (Produzent),
 Hannes Nüsseler (Produzent)
Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Carol Engler, Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch

Korrektorat
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab, Martin Stohler,
 Dominique Thommen,
 Jakob Weber
Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
 COVER AD LINE AG
 Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 Unterstützer: 160 Fr. pro Jahr
 Enthusiast: 220 Fr. pro Jahr
 Unternehmer: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo
Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau
Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel

WIR BRAUCHEN SIE!



UNTERSTÜTZER/IN

- 160 CHF pro Jahr
- TagesWoche digital



ENTHUSIAST/IN

- 220 CHF pro Jahr
- TagesWoche digital
- Zustellung der Wochenzeitung per Post



UNTERNEHMER/IN

- 660 CHF pro Jahr
- TagesWoche digital
- Zustellung der Wochenzeitung per Post
- Werbeleistungen für Ihr Unternehmen

Wählen Sie Ihr Abomodell. Mehr Infos finden Sie online: tageswoche.ch/abo/

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch



ANZEIGE

GREENPEACE

greenpeace.ch/wald



WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Palmölproduzenten und Papierkonzerne roden jährlich tausende Quadratkilometer des indonesischen Regenwaldes. Dadurch verlieren die letzten 400 in freier Wildbahn lebenden Sumatra-Tiger ihren Lebensraum.

**UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:
Bsp. CHF 20.-: «GP WALD 20» an 488 senden**

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.

